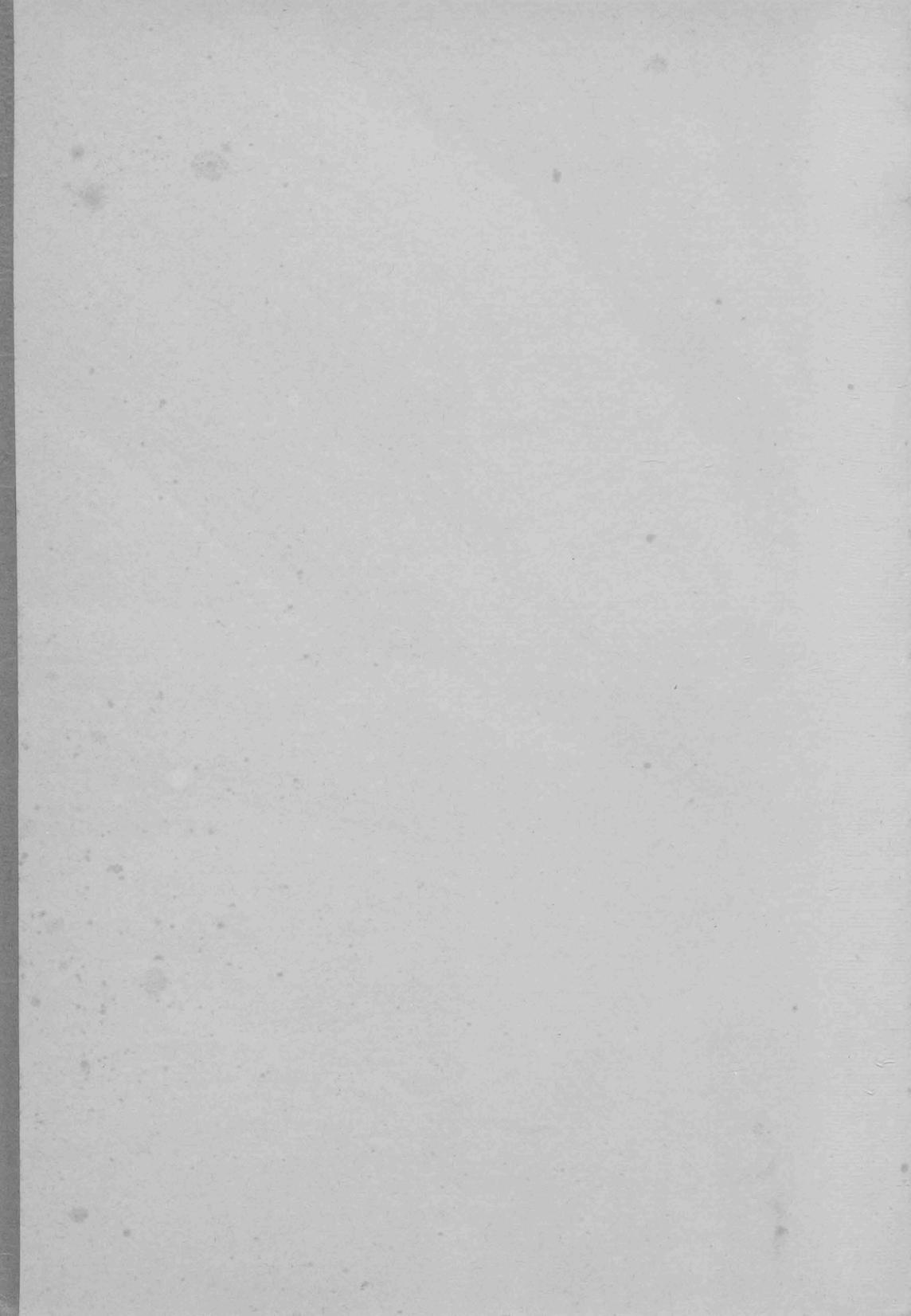


Silvia Andrea,  
Wir und unsere  
Lieblinge



Verlegt bei Huber & Co. in Frauenfeld.



3.1a

Andr 5



Silvia Andrea  
Wir und unsere Lieblinge



1914

Druck und Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld

Umschlagzeichnung  
von Hans Witzig

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Apollo . . . . .	1
Lupetto . . . . .	6
Kaninchen . . . . .	14
Der Papagei . . . . .	20
Röski, die Kuh der Marianne Rau . . . . .	27
Lise . . . . .	49
Pluto . . . . .	55
Blondel . . . . .	62
Die gute Ziege . . . . .	78
Schlangen . . . . .	85
Der Bienenschwarm . . . . .	91
Die Bienen von Plurs . . . . .	102
Lydia . . . . .	106
Stille Fahrt . . . . .	116



## Apollo.

Eines Tages kam mein Sohn mit einer vollen Tasche aus dem Wirtshaus und leerte sie auf den Tisch. Ein fuchsrotes Käzchen rollte heraus, das sich sofort auf die Füße stellte und sanft miauend von einem zum andern ging. Mein Sohn sagte, die Kellnerin habe es ihm geschenkt. Wie ich später hörte, war das Käzchen auf ein Teebrett gesprungen und hatte es zu Falle gebracht; das Mädchen hatte Kannen und Tassen bezahlen müssen. Ich erklärte meinem Sohne, ich wolle keine Wirtshauskaze, die mit jedermann freundlich tue; eine solche werde naturgemäß charakterlos. Er trug das Käzchen ins Wirtshaus zurück; aber nach einer Viertelstunde war es wieder da; es kam immer und immer wieder und wurde endlich geduldet.

Aus dem unscheinbaren Käzchen entwickelte sich nun ein Kater von seltener Schönheit. Wir nannten ihn Apollo. Seine Farbe war ein sattes Rotgelb, das Fell sammetweich, der kleine Kopf fein gebildet, die Gestalt schlank. Die Beine waren eher niedrig; dabei hatte er einen leisen Gang, wie ein Panther, der ihm etwas Bornehmes gab. Im Gegensatz zu seiner pantherartigen Erscheinung war sein Gemüt sanft und fromm, und seine Augen behielten zeitlebens einen kindlichen Ausdruck. Ein einziges Mal sah ich, daß er Raubtieraugen

hatte, als ein dummer Vogel dicht an seinem Kopf vorbeiflog.

Infolge seiner Gutherzigkeit verschmähte Apollo nicht, mit minderwertigen Tieren, die sich an ihn herandrängten, Freundschaft zu schließen. Einmal nahmen wir ein mißhandeltes Huhn ins Waschhaus, wo Apollo sich viel aufhielt. Das Huhn prallte vor dem ungewohnten Anblick zurück; aber Apollo näherte sich ihm sachte, sah es mit guten Augen an, bestrich es mit der Pfote, und als wir beiden Futter brachten, duldete er es, daß ihm das Huhn die besten Brocken wegschnappte. Die Freundschaft war geschlossen. Mit der Zeit wurde das Huhn frech, selbstsüchtig war es immer gewesen, und ich sah oft mit Verwunderung, wie es sich nicht entblödete, mit seinem Schnabel Apollo einen guten Bissen aus dem Mund zu hacken. Apollo ließ in seiner Güte alle Unarten über sich ergehen; nur manchmal, wenn es ihn gar zu sehr beunruhigte, versetzte er ihm einen kleinen Schlag auf den Kopf, worauf das Huhn ein Zetergeschrei erhob, als ob ihm ein großes Unrecht widerfahren sei. Die beiden wurden nun unzertrennliche Gefährten. Es machte jedermann Spaß, das ungleiche Paar in Haus und Hof spazieren gehen oder sich im Garten sonnen zu sehen. Einmal verfliegen sie sich zusammen auf den Dachboden; einmal fand ich sie einträchtig nebeneinander im Keller. Auch die Kaninchen

waren Apollo zur Gesellschaft nicht zu gering. Einmal warf ich ihn in den Kaninchenverschlag, um zu sehen, wie er sich diesem niedern Volk gegenüber benehme. Die Kaninchen rannten vor Angst wie toll durcheinander; er aber legte sich ruhig nieder und sah vergnügt dem Rennen zu. Erst nach geraumer Zeit sprang er über das Gitter heraus. Von da an stattete er den Kaninchen oft seinen Besuch ab, und sie verloren auch alle Scheu vor ihm.

Apollo war ziemlich naschhaft. Es spricht aber für seinen kulturfähigen Sinn, daß er vegetarische Kost liebte. Gebratene Kastanien aß er fürs Leben gern und ließ dafür die besten Fleischbrocken stehen. Auch ein wenig diebisch war unser Apollo, und wenn er sich ungeschen in die Speisekammer schleichen konnte, tat er es ohne Gewissensbisse. Dies geschah einmal vor Weihnachten; als ich die Türe auftat, stürzte er heraus und verschwand durch das Küchenfenster. Voll böser Ahnung trat ich in die Kammer, untersuchte Fleisch und Wurstwaren, Milchkrug und Butter und fand alles intakt, so daß ich in meinem Herzen Apollo für den Verdacht Abbitte tat. Aber als ich am nächsten Tag die Weihnachtstorte holen wollte, was mußte ich sehen! Der Rand war um und um zernagt und zertreten, und sogar die Mitte wies den Abdruck seiner Pfoten auf. Schlimmer noch erging es mir einmal später. Ich tat

die Türe auf und wagte kaum den Fuß hineinzusetzen. Am Boden breitete sich ein See von Milch und Öl aus; daraus ragten als Inseln hervor: der zerschlagene Milch- und Ölkrug, die umgestürzte Kaffeebüchse, eine Papierdüte mit Weinbeeren, eine andere, die Gewürz-pulver enthielt. Bei näherer Besichtigung fand ich auch auf Kisten und Kästen seine öligen Fußspuren.

Ich bin noch jetzt froh, daß ich damals Apollo nicht erwischt habe; denn ich hätte ihn gewiß furchtbar geschlagen, und das würde ich bis auf den heutigen Tag bereuen.

Bald darauf kam er kleinlaut mit eingezogenem Schwanz nach Hause und strich müde durch Küche und Waschhaus. Ich stellte ihm Milch hin – ich hatte ihm nämlich verziehen –; er trat an seinen Topf, sah hinein und rührte nichts an. Ich hob ihn auf. Welch ein Anblick bot sich mir dar! Fast hätte ich ihn vor Entsetzen wieder fallen lassen. Der Oberkiefer mit zwei daran hängenden Zähnen ragte ihm über das Maul, und Speichel und Blut rann daran herunter. Ich trug ihn in die Stube und stellte ihn auf den Tisch; alle versammelten sich um ihn, und mein Sohn begann vorsichtig die Untersuchung. Das arme Tier ließ alles mit sich geschehen und gab keinen Laut von sich. Es zeigte sich, daß der Oberkiefer ganz zersplittert war. Ein böser Hund oder ein noch böserer Mensch hatten Apollo so zugerichtet.

„Da gibt es nur eins“, sagte mein Sohn traurig, und wir nickten schweigend und resigniert. Er holte das Gewehr; ich nahm mein Herz in beide Hände, trug meinen Apollo in den Garten, stellte ihn an sein Lieblingsplätzchen und sagte: „Nun sei artig und ruhig.“

Und er war gehorsam wie immer und blieb regungslos auf der Stelle liegen. Ich eilte ins Haus, konnte mich aber nicht enthalten, zum Fenster hinauszuschauen. Der Schuß krachte. Apollo sprang in die Höhe und schaute sich erschreckt um. Dann knickte er zusammen; er raffte sich wieder auf und schleppte sich ahnungslos, schußsuchend zu seinem Mörder hin, und sein brechender Blick schien zu bitten: „Hilf mir!“

Dann wurde er ruhig, artig und ruhig.

Mein Sohn nahm sein Taschentuch, wandte sich von mir ab und schneuzte sich heftig. Oder war es nicht so?

## Lupetto.

Wenn Lupetto bellt, müssen wir alle lachen. Sowohl wenn er in übertriebener Wachsamkeit Fremde von der Schwelle wegtreibt, als wenn er in das Geläute der Kirchenglocken einstimmt; sowohl wenn er Minetta, die Katze, die wir uns nach Apollos Tod angeschafft haben, wegen ihrer Dreistigkeit zurechtweist, als wenn er in sentimentaler Stimmung den Mond anbellt. Wir lachen über ihn, wie man über einen Menschen lacht, der zu viele Worte macht und uns dadurch belustigt. Und doch ist Lupetto ein ernsthafter Hund, der es mit seinen Pflichten sehr genau nimmt.

Als wir ihn kauften, war er noch nicht ganz ausgewachsen. Ich glaube, er war nicht gut behandelt worden; denn er verkroch sich in der Küche gleich hinter die Holzkiste, und als wir ihn durch sanfte Worte und Fleischstückchen herauslocken wollten, erwiderte er durch Knurren und Fletschen der Zähne. Wir ließen ihn machen und taten, als ob wir uns nicht weiter um ihn bekümmerten. Über Nacht stellten wir ihm eine Schüssel Milch hin; am Morgen war sie leer. Lupetto hielt sich aber noch immer im Hintergrund. Wir gingen ab und zu, ohne von ihm Notiz zu nehmen; ein paar mal guckte er mißtrauisch hinter der Holzkiste hervor; gegen Abend trat er ganz heraus. Offenbar suchte er

die Schüssel mit der Milch; er erhielt sie und trank sie in meiner Gegenwart aus. Am dritten Tag taute er ganz auf, und bald wurde er zutraulich; wahrscheinlich hatte er die Harmlosigkeit seiner Umgebung erkannt. Ich beanspruche für mich nicht die Kunst des Erziehens, doch hat sich Lupetto naturgemäß zu einem Hund von guten körperlichen, intellektuellen und gemüthlichen Eigenschaften entwickelt. Er hat viel Menschliches an sich; er kann lustig und traurig sein, lieben und hassen; er unterscheidet Gut und Böse und versteht viel von der menschlichen Sprache. Was sein Äußeres anbetrifft, so ist er lauter Geschwindigkeit und Zierlichkeit. Seine Größe übersteigt nicht die einer starken Katze; sein Haar ist schwarz, glatt und glänzend, der Kopf fein gebildet, die Schnauze lang; die Ohren stehen aufrecht. Die Augen haben einen klugen, bisweilen listigen Ausdruck. Wenige Tage, nachdem wir ihn zu uns genommen hatten, erwies er mir schon große Anhänglichkeit. Wenn ich mich mit einem Buch oder einem Strickzeug im Garten befand, kauerte er zu meinen Füßen nieder, streckte sich, sah sich um, spitzte die Ohren; oder wenn er schläfrig war, gähnte er, senkte den Kopf auf meinen Fuß und duselte; offenbar war es ihm wohl bei mir. Solange ich nicht aufstand, stand er auch nicht auf. Nach und nach wurde er dreister, kam in die Stube, legte sich auf den Teppich, sprang wohl auch auf das Sofa. Dies wurde ihm im

Hinblick auf seine Kleinheit erlaubt, wenn er ganz sauber war. Kam er aber mit nassen Pfoten herein, so wurde er hinausgewiesen. Der Schelm hatte dies bald los, und wenn er bei Regenwetter von der Straße kam, verweilte er draußen, bis er sich wieder in anständigem Zustand befand und in der Stube präsentieren durfte. Als er ausgewachsen war, gab er uns wirklich Proben der Überlegung. Einmal kam er pudelnaß in die Stube und schritt unbedenklich auf das Sofa zu. Der Überzug des Sofas endete in eine dicke Franse, die fast bis zum Boden reichte. An dieser Franse strich sich Lupetto hin und her, schüttelte sich und strich sich wieder hin und her, bis er trocken war. Dann legte er sich auf den Teppich und sah mich selbstbewußt an, als ob er sagen wollte: Siehst, jetzt habe ich es.

Mit der Zeit nahm er sich viel heraus; ja, er beanspruchte nichts weniger, als mein Schlafkamerad zu sein. Abends stellte er sich in der Nähe meines Schlafzimmers auf und erspähte einen Augenblick, wo er durch die Türspalte eindringen konnte. Über Nacht verhielt er sich so ruhig unter meinem Fußbett, daß ich ihn gewöhnlich erst am Morgen entdeckte. Das ging eine Zeitlang so hin, bis ich die Geduld verlor und ihn am Abend mit einem leichten Schlag hinausjagte. Am nächsten Abend fand ich ihn nicht, dachte, er habe für immer seine Lehre gehabt, und ging befriedigt zu Bett.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich am Morgen wieder die kleine Schnauze unter dem Fußbett hervorragen sah. Ich suchte ihn nun regelmäßig jeden Abend vergebens im ganzen Zimmer und fand ihn am Morgen regelmäßig in meinem Bett. Wie ging das zu? Gut, daß mein Lupetto nicht im Mittelalter lebte, er wäre sicherlich als Hexe verbrannt worden. Eines Abends konnte ich nicht einschlafen; das Licht war gelöscht; aber der Mond schien hell ins Zimmer; da sah ich etwas Schwarzes hinter dem Ofen hervorkommen, unhörbar über den Fußboden gleiten und an meinem Bett heraufkriechen und ebenso unhörbar sich unter dem Fußbett niederducken. Diesmal bekam Lupetto ein paar Schläge und wurde hinausgeworfen. Am Morgen sah ich hinter den Ofen; mein Fußsack lag dort; als ich ihn umkehrte, flog eine Wolke von Hundehaar heraus. Das erklärte alles; da hinein hatte sich Lupetto versteckt. Von da an wurden strenge Maßregeln ergriffen, wenn er sich wieder im Schlafzimmer zeigte.

Daß ein so kluger Hund alles lernte, was man von einem Hund verlangen konnte, versteht sich wohl von selbst. Er lernte die Pfote reichen, auf den Hinterfüßen stehen und Männchen machen und sogar das Gartengitter zumachen. Seine starke Seite war das Apportieren. Wir konnten im Garten liegen lassen, was wir wollten, er brachte es uns und war es auch nur ein Bleistift.

Mit dem gefundenen Gegenstand im Maul stellte er sich vor uns auf, wartete, bis wir ihm denselben abgenommen und er dafür sein wohlverdientes Lob eingehemst hatte; dann entfernte er sich würdevoll im Bewußtsein seiner verdienstlichen That. Er brachte uns aber nicht nur Erwünschtes, sondern oft auch Unerwünschtes; wo es Knochen aufzulesen gab, war mein Lupetto dabei. Bald sah er aber ein, daß uns diese Qualität nicht behagte, und verscharrte sie im Garten. Es gab dabei viel aufgewühlte Beete, und er bekam Schläge; aber es half nichts, er konnte das Sammeln nicht lassen. Ich erkannte daran seinen häuslicherischen Sinn und konnte ihn dafür nicht tadeln. In einem Winkel des Gartens stellte ich eine Kiste auf und lehrte ihn seine Knochen da hineinwerfen, was er sofort begriff. War die Kiste voll, so leerte ich sie. Kam er wieder mit einem eroberten Schatz, so stand er einen Augenblick verblüfft vor der leeren Kiste, legte ihn aber hinein. So verrichtete er das ganze Jahr unverdrossen Danaidenarbeit.

Neben mir hatte er noch eine intime Freundin, die blonde Minetta! Zuerst lebten sie wie Hund und Katze miteinander; wenn sie ihn sah, machte sie ihren Buckel und fauchte; er vergalt es ihr durch Bellen und Beißen. Aber durch das unvermeidliche Zusammenleben in der Küche wurden sie gegeneinander milder gestimmt, und

es kam soweit, daß sie zusammen aus einer Schüssel aßen. Doch bekundete Lupetto immer eine gewisse Superiorität ihr gegenüber, und wenn sie unartig war, bekam sie manchen Verweis und manchen Puff von ihm. Nur wenn sie eine Maus brachte, blieb er in ehrfürchtiger Scheu etwas entfernt vor ihr stehen, im Bewußtsein, daß sie etwas Großes vollbracht, wozu er kein Talent habe.

Trat bei Minetta ein glückliches Ereignis ein, so nahm Lupetto innigen Anteil daran. Oft stellte er sich am Kästchen, in dem die Jungen lagen, auf und sah nachdenklich hinein; sie fürchtete ihn so wenig, daß sie ihre Beine ausstreckte und ihm prahlerisch ihren Reichtum zeigte. Für uns war das Ereignis, das zweimal des Jahres stattfand, eher ein betrübendes; denn Natur, die immer alles Überflüssige auszumerzen sucht, bedient sich oft des Menschen dazu, und in diesem Falle mußte ihr mein Sohn zu Hülfe kommen. Eines Abends wußte ich, daß fünf Kästchen in ein Tuch gebunden und ins Wasser geworfen werden sollten. Ich verließ das Haus, um nicht das Geschrei der beraubten Mutter zu hören, und ging spazieren. Nach einem Stündchen begegnete ich meinem Sohn; er kam vom Fluß herauf, tat aber nicht dergleichen, sondern sprach vom schönen Abend. Da schoß Lupetto an uns vorbei; er hatte es so eilig, daß er uns gar nicht grüßte.

„Er hat wieder einen Knochen, aber einen großen“, sagte mein Sohn, „wenigstens die Kinnlade eines Ochsens.“

Zu Haus angelangt, scholl uns aus der Küche Gelächter, untermischt mit Miauen und Bellen, entgegen. Was war los? Mitten in der Küche lag ein nasses Bündel; darinnen wimmerte es und regte es sich. Minetta hatte sich darüber geworfen und machte verzweifelte Anstrengungen, ein Loch hineinzukrazen. Lupetto stand pudelnaß daneben und schien sie durch teilnahmvolles Bellen dazu zu ermuntern. Die Umstehenden, unsere Hausgenossen, sahen dem Treiben zu und lachten. Sobald Lupetto uns erblickte, faßte er das Bündel ins Maul, stellte sich vor uns in Positur, wie er tat, wenn er uns vom Garten etwas apportierte, und erwartete sein Lob. Wir konnten es ihm nicht vorenthalten. Dann schnitten wir das Bündel auf. Minetta bemächtigte sich ihrer Jungen und trug sie beseligt an ihren alten Platz. Wer hätte das Herz gehabt, sie ihr wieder zu nehmen?

Ein Knabe erzählte uns am nächsten Tag, er habe gesehen, daß Lupetto meinem Sohn nachschlich, als er mit einem Bündel zum Fluß ging. Mein Sohn habe das Bündel mit geschlossenen Augen hineingeworfen und sei dann rasch davongegangen, ohne zurückzuschauen. Lupetto sei sofort in den Fluß gesprungen, habe das Bündel erwischt, und es sei ihm gelungen, an einer seichten Stelle damit ans Ufer zu kommen.

Die Käzchen wuchsen und gediehen, und Lupetto half sie erziehen. Sie fanden alle ihre Abnehmer. Nun sind sie erwachsen, und wenn sie Lupetto begegnen, tun sie, als ob sie nicht wüßten, wer er ist; ja, noch mehr, sind sie übler Laune, so fauchen sie und machen ihren Buckel. Denn Undank ist der Welt Lohn.

## Kaninchen.

Eines Tages besuchte uns ein Schulfreund meines Sohnes. Er trieb in Zürich volkswirtschaftliche Studien und war dabei auf die Idee gekommen, daß die Hühner- und Kaninchenzucht eine Quelle des Wohlstandes für die ganze Schweiz werden könnte. Natürlich gab er uns gleich seine Weisheit zum besten. Ich war nicht seiner Meinung und widersprach ihm. Kaninchen hatte ich schon einmal zur Zeit Apollos gehabt, und hatte erfahren müssen, daß sie alles Hölzerne, das in ihr Bereich kommt, zernagen. Über Hühner hatte ich mehrere Jahre Buch geführt und wußte, daß mich jedes Ei  $9\frac{1}{2}$  Rappen kostete. Der Herr ließ sich aber nicht beirren und entwickelte seine Theorien weiter. Mit Verwunderung nahm ich wahr, daß mein Sohn eifrig darauf einging. Als die Kaninchen abgetan waren, kamen die Hühner an die Reihe. Der Herr fragte uns, ob wir welsche Hühner hätten. Wir hatten in der Tat zwei Prachtexemplare im Hühnerstall, Vater und Sohn, und er sprach den Wunsch aus, sie zu besichtigen. Wir willfahrten ihm sofort, und seine Bewunderung war ohne Grenzen.

Als er verreist war, fand ich im Vorhaus einen wohlverpackten Korb mit seiner Adresse. „Was schickst du deinem Freund?“ fragte ich meinen Sohn.

„Kikeriki“, schmetterte es mir durch die Stäbe des Korbes so durchdringend entgegen, daß ich förmlich zurückprallte.

Dies war die Antwort. Eine Woche darauf kam der Korb wieder zurück. An der Sorgfalt, mit der mein Sohn ihn ins Waschhaus trug und auspackte, merkte ich, daß er etwas Kostbares enthalten mußte. Mit Vorsicht hob er drei Kaninchen heraus, die, von der langen Fahrt halb betäubt, ungeschickt herumhumpelten und Essen und Trinken verschmähten. Ich war von diesem Geschenk gar nicht erbaut. „Kannst du dich nicht erinnern“, fragte ich vorwurfsvoll, „daß die Kaninchen den Stallboden aufwühlten, Türen und Tröge zernagten und den Hennen das Futter wegfraßen?“ „Diese gehören aber zu einer andern Rasse“, belehrte mich mein Sohn; „es sind Silberkaninchen. Man erkennt sie gleich an den langen Ohren und vor allen Dingen an den silbern schimmernden Haarspitzen auf schwarzem Grund. Und sieh hier“, fuhr er triumphierend fort, indem er das Begleitschreiben entfaltete, „hier steht schwarz auf weiß: Die Silberkaninchen sind durch Fleisch und Fell sehr nützliche Tiere; dazu besitzen sie die Tugend, nichts zu zerwühlen noch zu zernagen.“

„Nun ja“, erwiderte ich resigniert, „sie sind nun einmal da, und da sie an ihrer Anwesenheit keine

Schuld tragen, ist es unsere Pflicht, ihnen das Leben so angenehm als möglich zu machen."

Mein Sohn brachte sie in einen Verschlag in den Garten. Am nächsten Morgen besuchten wir sie. Poptausend, wie ganz anders präsentierten sie sich jetzt als gleich nach ihrer Ankunft! Sie waren munter, zu-  
traulich, hurtig in ihren Bewegungen, und ihr schwarzes Fell hatte in der That durch die weißen Haarspitzen einen leuchtenden Glanz. Wir brachten ihnen frisches Grünzeug, und sie fielen darüber her; dennoch machten sie nicht den Eindruck der Befräßigkeit, sondern aßen mit einer Zierlichkeit, die man nicht immer bei Menschen antrifft. Sie faßten einen Halm oder ein Blatt an das Ende und zernagten es mit unglaublicher Geschwindigkeit, ohne den Kopf zu senken oder es loszulassen, bis sie damit fertig waren. Ich warf ihnen drei Stücke Brot vor und machte gleich die Entdeckung, daß die Kaninchen den Ruf der Dummheit, den sie genießen, vollkommen verdienen. Alle drei faßten das gleiche Stück, indem sie die Köpfe zusammensteckten und daran fraßen, es half nichts, daß ich einem jeden ein anderes Stück zuschob; sie sahen nur das erste.

Minetta, unsere Kaze, gesellte sich zu uns und schaute neugierig auf die neuen Gäste. Kaum wurden sie ihrer ansichtig, so fingen sie an, in toller Angst im Kreise herumzurennen, immer in der gleichen Richtung,

ohne sich umzusehen. Sie rannten unzähligemal an uns und der Kaze vorbei, bis ihnen eine Erleuchtung zu kommen schien. Über die Umzäunung fielen ein paar Blattranken fast bis auf den Boden. Sie flüchteten sich hinter diese Ranken und glogten uns durch die Blätter beruhigt und selbstbewußt an, als ob sie sagen wollten, nun fangt uns, wenn ihr könnt.

Ich beobachtete nun die Kaninchen in der nächsten Zeit, konnte aber keine anderen Eigenschaften an ihnen entdecken, als die wenigen, die sie am ersten Tage offenbart hatten, nämlich einen vorzüglichen Appetit und eine kolossale Dummheit. Von einem Seelenleben weiß ich nichts zu berichten.

Eines Tages waren die zwei Weibchen verschwunden, und auf meine Fragen begegnete ich geheimnisvollen Gesichtern. Einige Monate vergingen, und ich hatte die zwei Weibchen fast vergessen, als mein Sohn mich in den Kaninchenstall abholte. In der darin herrschenden Dämmerung konnte ich zuerst nur neun Paar lange Ohren unterscheiden. Als mein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah ich, daß neun allerliebste kleine Kaninchen daran hingen. Diese Tierchen waren wirklich zierlich und drollig durch ihren halb schleichenden, halb hüpfenden Gang; auch aßen sie schon gemeinsam ein Stück Brot, während sie die zwei andern Stücke übersehen und zertraten. Nach drei Monaten waren wieder

neun Paar Ohren mit neun daran hängenden Kaninchen da; daß ich es kurz mache, in Jahresfrist hatte der Stall 43 Insassen. Die Vermehrungskraft der Kaninchen übersteigt fast noch ihre Dummheit. Vergessen soll man also nicht, daß sie den Plan der Schöpfung, Leben zu schaffen, vollkommen erreichen. Ich ließ mich belehren, daß ein Paar Kaninchen in Zeit von vier Jahren ihre Nachkommenschaft auf eine Million bringen könne. Beweis davon ist die Tatsache, daß ein paar Kaninchen, die man in Neuseeland aussetzte, sich so ungeheuer vermehrten, daß sie das ganze Land verwüsteten und die Regierung eine Prämie zu ihrer Vertilgung ausschreiben mußte. Ich war mit den Kaninchen ausgesöhnt, ja ich wurde von der Idee unseres Freundes in Zürich in Bezug auf Volkswohlfahrt mittels Kaninchenzucht angesteckt. Das Gedeihen unserer Kaninchenfamilie war so großartig, daß man wohl hoffen konnte, in ihnen einen guten und billigen Ersatz für Rindfleisch zu finden. Ich weiß nicht, wie es kam, aber wir gerieten in ein förmliches Spekulationsfieber, das durch die Briefe unseres Freundes noch genährt wurde.

Als mein Sohn eines Morgens den Tierchen Futter bringen wollte, fand er einen leeren Stall. Er untersuchte ihn und fand bei der Türe einen unterirdischen Gang, den die Tierchen, die nichts zerwühlen und nichts zernagen, sich gegraben hatten. Die ganze Kolonie war

ausgewandert. Natürlich gingen wir gleich auf die Suche und sahen auch da und dort aus dem Wiesengras ein Paar lange Ohren emporragen. Unglücklicherweise aber gesellte sich unser Hund zu uns, und in der wohlmeinenden Absicht, die leichtsinnige Bande wieder in den Stall zu treiben, erschreckte er sie dermaßen, daß sie in unglaublichen Sprüngen nach allen Windrichtungen stoben.

Eine Zeitlang quälte mich die Angst, daß sie sich wie in Neuseeland vermehren und dem Land zur Plage werden könnten. Aber Winterkälte, Füchse, Uhus, vielleicht auch böse Menschen sorgten dafür, daß ihr Geschlecht im Freien bald ausstarb. Seither spekulieren wir nicht mehr mit Kaninchen.

## Der Papagei.

Joko, der Papagei des Spezereihändlers Zündel, war im ganzen Land berühmt, und zwar nicht wegen seiner äußern Erscheinung — er trug ein bescheidenes graues Röcklein mit wenigen roten Schwanzfedern —, sondern wegen seiner Sprachgewandtheit. Wenn ein Kunde in den Laden kam, sagte er „guten Tag“; — aber nicht immer sagte er es. Wenn Herr Zündel Geld zählte, sagte er „zwei mal zwei macht vier“, — aber auch nicht immer. Seine Berühmtheit rührte hauptsächlich davon her, daß er über ein ganzes Repertorium von Schimpfwörtern verfügte, die ihm eine gewisse Sorte von Kunden beigebracht hatte. Herr Zündel hatte ihn zwar allerlei anständige Redensarten gelehrt, wie: ein Bonbon für mich, zwei für die Mama, drei für die schöne Marie; aber mehr Baudium verursachten seine Schimpfwörter unter den Gästen. Eines Tages kam Herr Doktor Albrecht in den Laden und verlangte Vanilleschoten für seine Frau. „Denn“, sagte er, „morgen hat sie ihren Geburtstag, und da gibt es immer Schlagfahne mit Vanillezucker. Sind aber die Schoten ganz echt?“

„Ganz echt“, versicherte der Spezereihändler; „sie kommen direkt von Mexiko.“

„So will ich es glauben und nehme drei.“

„Du Narr“, schnatterte Joko energisch zum Ladentisch hinüber.

Alles lachte, und Herr Doktor Albrecht lachte mit. Der arme Joko mochte den Lärm für Mißbilligung halten und wollte vielleicht seinen Fehler gutmachen, indem er linde säufelte: „Drei für die schöne Marie.“

Diesmal lachte niemand. Man wußte, daß die Köchin des Doktors so genannt wurde, und dieser selbst sie dafür hielt. Der Doktor wurde rot vor Ärger, nahm seine drei Vanilleschoten und entfernte sich damit. Kaum war er weg, so steckten die Gäste die Köpfe zusammen und fingen an zu zischeln. „Vanilleschoten für seine Frau? Welchen Wert haben Vanilleschoten für seine Frau? Die kann sie sich selbst kaufen. Aber so ein duftendes Päckchen, das man seiner Köchin in die Hand drückt – wenn man nicht wüßte.“

Der kleine Vorfall wurde bekannt; es wurde darüber viel gelacht, geschwätzt, und das Gerede drang bis zu den Ohren der Frau Doktor Albrecht. Im ersten Ärger schrieb sie Herrn Zündel einen Zettel mit der Erklärung, sie werde bei ihm nichts mehr kaufen, solange der verleumderische Vogel im Laden sei. Auch dies wurde bekannt. Nun erinnerte sich mancher Ehrenmann an die Schimpfereien, die er von Joko hatte einstecken müssen, und empfand nachträglich einen großen Zorn darüber. Bei Herrn Zündel liefen Mahnungen ein, den bösen

Vogel zu entfernen, da man sonst seinen Laden nicht mehr betrete; ja sogar ein Drohbrief gelangte an ihn, man werde ihn und seinen Vogel wegen Injurien bei Gericht verklagen. Bedenklicher als alle Worte war aber der Umstand, daß der Besuch des Ladens merklich abnahm. Schweren Herzens entschloß sich Herr Zündel, seinen Liebling wegzugeben, und eines Tages stand der arme Joko, der so viel geliebt, gehätschelt und bewundert worden war, wie ein altes Gerümpel in der Zeitung zum Verkauf ausgeschrieben.

Und schon am nächsten Morgen saß er auf einer zierlichen Stange als hochwillkommener Gast in unserer Familienstube. Nicht frohen Gemütes saß er da; er sah mit rollenden Augen auf seine neue Umgebung, erhob sich von Zeit zu Zeit, schlug mit der Kralle auf die Stange und sträubte die Federn. Damals war noch Anna als Dienstmädchen bei uns. Anna war ein gebildetes Mädchen und besonders in der Zoologie der Haustiere gut bewandert. Dabei stellte sie ihr Licht durchaus nicht unter den Scheffel. Das Vorgehen des Ehepaars Albrecht konnte sie nicht begreifen. „Welch ein Verstand, einem unschuldigen Vogel sein Geplapper übelzunehmen“, sagte sie. „Jedes Kind lernt in der Schule, daß die Sprache des Papageis nichts anders ist als Nachahmung menschlicher Laute, die er nicht versteht.“ Sie und mein Sohn besonders freuten sich über

den neuen Hausgenossen und versprachen sich viel Unterhaltung von ihm.

Wir gaben uns nun alle Mühe, Joko aufzuheitern und ihn zum Sprechen zu bringen, aber vergebens. Er blieb mürrisch und verdrossen. Wir hatten schon die Hoffnung aufgegeben, ein Wort aus ihm herauszubringen, als er eines Tages plötzlich ausrief: „Gib mir Mandeln.“

Wir waren über das erste Wort hoch erfreut. Anna holte die Mandelbüchse aus der Küche und legte ihm zwei Mandeln vor. Er faßte sie artig mit der Kralle und führte sie zum Schnabel. Dann schrie er wieder: „Gib mir Mandeln.“

Anna reichte ihm wieder zwei.

„Zwei mal zwei macht vier“, sagte der Papagei zu aller Ergötzen und aß sie mit Behagen. „Gib mir Mandeln.“

Anna zögerte. „Der Papagei hat schlechte Gewohnheiten, die man ihm abgewöhnen muß“, meinte sie.

„Nur noch zwei“, sagte ich.

Er bekam sie und schrie zum viertenmal: „Gib mir Mandeln.“

„Nein, mein Vogel, daraus wird nichts“, sprach Anna und stellte die Büchse weg. „Das wäre, wenn du nur von Mandeln leben wolltest.“

„Narr, Narr, Narr“, schnarrte Joko und sah zornig der Büchse nach. Anna wurde rot. „Du bist ein unartiger

Vogel; nun bekommst du erst recht keine“, sagte sie zu ihm. Und zu uns: „Der Vogel hat gar keine Erziehung genossen; man muß ihm gleich im Anfang den Meister zeigen; das hilft oder ich müßte mich nicht auf Tiere verstehen.“

Um es aber nicht ganz mit ihm zu verderben, holte sie ihm ein Stück Zwieback. „Narr, Narr, Narr“, schrie Joko, zerstampfte den Zwieback mit der Krallen, daß er in kleine Krümeln zu Boden fiel, sah Anna mit rollenden Augen an, sträubte die Federn und kreischte entsetzlich.

Anna, die nicht begreifen konnte, daß das Ehepaar Albrecht den Vogel ernst nahm, fühlte sich nun selbst beleidigt und schrie ihn an: „Willst du schweigen, dummer Vogel, oder willst du eins an den Kopf?“

Joko antwortete mit allen Schimpfereien, die in seinem Sprachschatz standen. Anna gab sie ihm zurück. Wir stellten ihr vergeblich vor, Joko wisse ja nicht, was er sage; sie behauptete, er sei ein nichtswürdiger, boshafter Vogel. In den nächsten Tagen sprach Joko wieder nichts. Er saß stumm und verdrossen auf seiner Stange und sah uns alle mißtrauisch an. Gegen Anna zeigte er sich geradezu feindselig, und sie erwiderte redlich seine Abneigung. Wir waren in Verlegenheit und machten uns schon mit dem Gedanken vertraut, die Magd oder den Vogel wegzuschicken. Da kam uns das Schicksal

zu Hilfe. Eines Tages trat Herr Zündel in großer Bescheidenheit, den Hut in der Hand, bei uns ein. Die Freude, als Joko seinen früheren Herrn erblickte, kann ich nicht beschreiben. Er stieß ein jubelndes Bekreisch aus, flog ihm auf die Schulter, schnäbelte an ihm herum und rief unzähligemal guten Tag und zwei mal zwei macht vier. Herr Zündel erwiderte seine Zärtlichkeiten; wir waren alle gerührt. Dann brachte Herr Zündel sein Anliegen vor. Es seien Stimmen laut geworden, welche die Wiederkehr Jokos lebhaft wünschten. Die Stimmung im Publikum habe überhaupt umgeschlagen; man finde das Vorgehen der Familie Albrecht und aller derjenigen, die sich durch die Scherze des unschuldigen Vogels beleidigt fühlten, einfach lächerlich. Ja, es stelle sich heraus, daß viele Leute nur des Papageis wegen in den Laden kamen. Das Geschäft würde sich merklich heben, wenn der Papagei wieder da wäre, und er bereue aufrichtig den Verkauf des guten Vogels. Schließlich rückte er zaghaft mit der Bitte heraus, ihm Joko zurückzugeben.

Wir atmeten auf; eine glücklichere Lösung konnte es nicht geben. „Nichts kann uns erwünschter sein“, sagte ich der Wahrheit gemäß. „Joko ist nicht gerne bei uns, und ich betrachte es wirklich als ein Glück, daß er zu Ihnen zurückkehren kann.“

Herr Zündel dankte mit vielen Bücklingen, zahlte, was uns der Vogel gekostet hatte, legte noch etwas auf

den Nebentisch, „als kleine Entschädigung“, und verließ mit Joko im Triumph die Stube.

Auf dem Nebentisch fand ich ein Zwanzigfrankenstück. „Für dich, Anna“, sagte ich, „eine kleine Entschädigung für den großen Ärger, den du mit dem Vogel gehabt hast.“ Diese strich das glänzende Ding ein und war mit Joko versöhnt.

## Rösli, die Kuh der Marianne Rau.

„Guten Tag, Frau Nachbarin; wie befindet sich das Rösli? Ich sah sie auf die Weide gehen; ist sie wieder wohl?“

„Ich danke für die Nachfrage; sie befindet sich ordentlich. Ich habe ihr schwarzen Kaffee eingegeben; seither ist sie munter geworden und fängt wieder an zu fressen.“

„Schwarzen Kaffee mit Zucker?“

„Nein“, erwiderte Marianne Rau kurz und unfreundlich und stieg die paar Tritte hinan, die vom Stall ins Haus führten.

„Habt Ihr Rösli auch ein Butterbrot mit Honig gegeben?“ rief ihr mein Sohn noch nach.

Sie gab keine Antwort, trat ins Haus, schloß die Türe unsanft hinter sich zu, und ich hörte, wie sie drinnen unwillig brummte. Ich machte meinem Sohn Vorwürfe. Marianne Rau hatte wegen ihrer Zärtlichkeit für Rösli, ihre Kuh, von den Leuten viel Spott zu erdulden. Mein Sohn war nicht besser als die andern, und ich mußte ihn immer wieder ermahnen, das arme Weib in Ruhe zu lassen.

Man erzählte sich, daß Marianne Rau ihren Kaffee mit ihrer Kuh teile, neben ihr im Stall schlafe, ihr bei Erkältungen die Ohren mit Baumwolle stopfe und mit

ihrem Taschentuch die Nase putze. Natürlich waren dies Erfindungen von Spaßvögeln; aber der Unsinn kam ihr zu Ohren, und sie war darüber wütend. Daher kam es, daß sie sich immer mehr von den Menschen zurückzog und Rösli zuwandte.

Mit mir machte sie eine Ausnahme. Ich war der einzige Mensch, dem sie den Rest von Wohlwollen schenkte, der ihr im Kampf mit dem Leben geblieben war. Und ihr Lebenskampf war ein harter gewesen. Ihr Mann war ein Tagedieb und Trinker, der ihr kleines Vermögen durchbrachte und sie in der größten Not im Stich ließ, um nach Amerika auszuwandern. Er ließ nie mehr von sich hören. Ihr einziges Töchterlein starb nach langem Siechtum; nähere Verwandte hatte sie keine, und so stand sie arm und verlassen auf der Welt. Leider hatte sie ein unfreundliches Wesen, das jedermann abstieß; ja, es gab viele, welche behaupteten, sie habe kein besseres Schicksal verdient.

Ich konnte ihr meine Teilnahme nicht versagen; ich lachte auch nicht über ihre Absonderlichkeiten, da ich wußte, daß sie meistens einem gekränkten Gemüt entsprangen. Der Hauptgrund aber, daß Marianne Rau mir ihr Vertrauen schenkte, war, daß ich ihre Liebe zur Tierwelt begriff und teilte.

Des Abends, wenn die Kühe von der Weide heimkehrten und ich Marianne mit einer Hand voll Salz

in Erwartung Rösli's auf der Straße sah, ging ich in den Garten hinunter, und wir sprachen durch die Zaunlatten miteinander. „Nun kommen sie bald mit milchstrotzendem Euter, die braven Kühe“, rief ich zu ihr hinaus. Sie rückte gleich näher und erwiderte gewöhnlich. „In fünf Minuten sind sie hoffentlich da.“ Unterdessen fuhr ich mit Wichtigkeit fort. „Welches Tier kann sich an Nützlichkeit mit dem Rindvieh vergleichen? Es verrichtet die Arbeit, die für uns zu schwer ist, und liefert uns die Hauptnahrung. Was sollte zum Beispiel aus unserm milcharmen Geschlecht werden, wenn es seine armseligen Sprößlinge nicht mit der guten Kuhmilch aufziehen könnte?“

Sie rückte ganz nahe und steckte den Kopf durch die Zaunlatten. „Zum Dank dafür mehgen wir die guten Tiere und fressen sie. Gott soll mich bewahren, daß ich meinem Rösli ein solches Ende bereite.“

„Ja, was soll aus ihr werden, wenn sie alt ist?“

Darauf wußte Marianne keine Antwort. „Das Vieh ist auch nicht so dumm, wie man meint“, fuhr sie ablenkend fort; „man soll es nur im Frühling beobachten, wenn es zur Alpfahrt geht. Sobald es die große Schelle der Heerkuh hört, weiß es, was es gibt. Es folgt ihr, und diese braucht keinen Zuruf des Hirten; sie verfehlt nie ihren Weg. Die Kühe haben auch ein gutes Herz und lieben ihre Kälber; sie würden sich für sie totschlagen

lassen, was nicht alle Mütter und kein einziger Vater für ihre Kinder täten.“ Sobald Rösli in Sicht kam, ging sie ihr entgegen, gab ihr Salz und führte sie in den Stall; für mich hatte sie keinen Blick mehr, so wichtig war ihr die Kuh.

Ein paarmal fragte ich sie, woher sie das unvergleichliche Tier habe, und sie gab mir ausweichende Antworten. Nur einmal erwiderte sie bedeutsam. „Vor Gott gehört Rösli mir; vielleicht erzähle ich Ihnen einmal, wie ich zu ihr gekommen bin.“

Ja, woher Rösli kam? Dies war ein Rätsel. Womit Marianne sie unterhielt? Das war ein andres Rätsel. Sie machte zwar Wildheu und trug Lasten von den Bergen, unter welchen ihre schwächliche Gestalt fast zusammenbrach; auch gab es in den Kohlgärten der Nachbarn Lichtungen, die mit der Fütterung Rösli's im Zusammenhang stehen sollten. Dies alles hätte wohl nicht zum Unterhalt der Kuh hingereicht; es mußte etwas Verstecktes darunter liegen. Man sprach von einer geheimnisvollen Persönlichkeit, die ein paarmal im Jahr bei Marianne Rau einkehrte. Die einen sagten, es sei ein vornehmer Herr, der in einer Kutsche komme; andre behaupteten, es sei ein simpler Fuhrmann, der ihr Heu bringe. Gesehen hatte den Mann niemand; denn er kam bei Nacht und zeigte sich nie am Tag. Tatsache war, daß der Heustock der Marianne Rau

immer hübsche Dimensionen behielt und Rösli rund und fett war. Ebenso sie, Marianne, was früher nicht der Fall gewesen war, solange Schmalhans bei ihr Küchenmeister gewesen war. Mit dem Einzug Röslis hatte die Not ein Ende genommen; sie hatte Milch, Butter und Käse in Hülle und Fülle und nannte Rösli dankbar nicht nur ihre Freundin, sondern auch ihre Ernährerin.

Der nächtliche Besuch des Mannes gab zu allerlei bösen Vermutungen Anlaß, die durch das Benehmen Mariannes verstärkt wurden. Machte jemand Anspielungen darauf, so wurde sie verlegen und lief davon; auf direkte Fragen gab sie grobe Antworten. Ich selbst stellte sie einmal über ihre Bekanntschaft zur Rede; sie legte den Finger an den Mund, und es war kein Wort aus ihr herauszubringen. So kam es, daß sie auch als Frau ihren guten Ruf einbüßte.

Drei Jahre schon war Marianne in unangetastetem Besitz der Kuh. Da kam ein Mann von jenseits der Berge ins Dorf; er sah zufällig Rösli bei der Tränke und stutzte. Woher sie die Kuh habe, fragte er. Sie erwiderte kurz, sie habe sie gekauft. Von wem, wollte der Fremde wissen. Sie behauptete, sie habe den Verkäufer nicht gekannt, und suchte die Kuh wegzutreiben. Der Mann besichtigte diese noch genauer von allen Seiten und fand einen Einschnitt an einem Ohr. Darauf

erklärte er laut und bestimmt, daß alle Umstehenden es hören konnten, diese Kuh gehöre ihm, und er könne es beweisen; sie sei ihm vor drei Jahren auf unerklärliche Weise von der Weide weggekommen, wahrscheinlich gestohlen worden. Die Leute steckten die Köpfe zusammen, sahen auf Marianne und kicherten schadenfroh. Marianne geriet in große Aufregung und versicherte zitternd und weinend, sie habe die Kuh nicht gestohlen. Der Mann, der zu den Gutmütigen zu gehören schien, suchte sie zu beruhigen. Es verstehe sich von selbst, daß eine Frau nicht über die Berge gehe, um Kühe von der Weide wegzustehlen; das wäre zu gefährlich. Auch gehe sein Verdacht eine ganz andre Fährte; der Diebstahl sei zugleich ein Racheakt gewesen. Sie müsse ihm aber über den Verkäufer, der wahrscheinlich der Dieb sei, Klarheit verschaffen.

Marianne schüttelte den Kopf; denn sie konnte vor Schluchzen nicht mehr reden. Er fuhr fort, die Kuh wolle er wieder haben, — hier stampfte Marianne als Verneinung mit dem Fuß —; aber sie solle nur keine Angst haben, er wolle sie dafür reichlich entschädigen, wenn sie ihm nur helfe, den Dieb zu entlarven.

Endlich ging der Fremde, und Marianne führte Rösli, von Murren und Drohungen der Menge begleitet, in den Stall zurück. Der Fremde begab sich sofort zum Gemeindevorsteher und legte ihm den Fall vor.

Wie ein Lauffeuer ging die Neuigkeit durch das Dorf, daß Marianne Rau das Rösli gestohlen habe. Die Bassenjungen johlten und schrien unter ihrem Fenster: „Kuhdiebin, Kuhdiebin“, und ein besonders poetisch veranlagter sang dazwischen: „Röslein, Röslein, Röslein grau, gestohlen von Marianne Rau.“

Bei Einbruch der Nacht sah ich sie vor den Zaunlatten stehen und in meinen Garten hineinspähen; offenbar suchte sie mich. Ich holte sie in mein Stübchen ab, wo ich sicher war, mit ihr allein zu sein. „Frau Silvia“, flüsterte sie schon im Gehen, „um Gotteswillen, wissen Sie, was geschehen ist? Mein Rösli will man mir nehmen.“

Ich kannte das Vorgefallene schon. „Das wird man nicht“, erwiderte ich in aufrichtiger Teilnahme; „aber Ihr müßt angeben, wie Ihr in ihren Besitz gekommen seid.“

„Dann erst –; aber glauben Sie mir, Frau Silvia, es ist nichts Unrechtes dabei. Ich habe Rösli das Leben gerettet, und vor Gott gehört sie mir.“

„Ihr macht Euch verdächtig, wenn Ihr in Rätseln sprecht; Ihr müßt der Welt kurz und bündig die Wahrheit sagen.“

„Das tue ich nicht; sonst ist er verloren – der Dieb.“

Ich fuhr auf. „So seid Ihr mit ihm einverstanden?“

„Nur gemacht“, erwiderte Marianne, und ihre Stimme klang fast spöttisch; „man muß alles wissen, um alles zu verstehen; Ihnen will ich alles sagen, aber nicht der Welt.“

Und wie ein Wildbach, der den Damm gebrochen, floß nun ihre Rede dahin. „Wissen Sie noch, wie ich damals, als mein Töchterlein starb, in Verzweiflung war; denn ich hatte nichts mehr auf der Welt. Was meine Verzweiflung vermehrte, war der schlechte Trost der Menschen: Nun seid Ihr erlöst; ihr ist es gut gegangen und Euch nicht schlecht; der arme Wurm wäre doch nie ein rechter Mensch geworden; nun habt Ihr nicht mehr für zwei zu sorgen und dergleichen mehr. Wenn mir die Welt mit ihrer Härte wehe tut, gehe ich auf die Berge, um sie zu vergessen und Gott zu suchen. Manchmal finde ich ihn; aber nicht immer. Wenn ich ihn finde, verzeihe ich den Menschen und kehre zu ihnen zurück. Damals fand ich ihn nicht; ich irrte tagelang in der Wildnis herum und klagte den Felsen mein Leid. Als ich zurückkehrte, floh ich die Menschen und arbeitete nur so viel, um nicht Hungers zu sterben. Nach und nach kümmerte sich niemand mehr um mich, und ich kümmerte mich auch um niemand; innerlich war ich tot. Nach einem Jahr war es mir, als ob noch Leben in mir sei, und ich hatte Verlangen nach Gott. Und ich ging wieder auf die Berge, um ihn zu suchen.“

Als ich mich hoch oben in der Einsamkeit allein befand, war es mir, als ob er mir nahe sei, und ich wollte beten. Da drang ein seltsamer Laut an mein Ohr. War es der Klagelaut eines verwundeten Tieres, der Hilferuf eines verirrtten Menschen? Hoch über mir erblickte ich auf einer Felsenkante, von dieser kaum zu unterscheiden, etwas Graues, Behörntes; zugleich ging der seltsame Laut wieder durch die Luft, und ich erkannte, daß es das Muehen einer Kuh war. Eine Kuh, wahrhaftig, eine Kuh; wie hatte sie sich nur so versteinern können? Tiere sind sonst klüger. Mein einziger Gedanke war, sie zu retten. Ich stieg und stieg auf gefährlichen Wegen, bis ich sie von hinten erreichte; ich rief sie an; sie gab mir Antwort; aber die Felsenkante, auf der sie stand, war so schmal, daß sie sich nicht umdrehen konnte. Es blieb mir nichts anders übrig, als mich zwischen ihr und der Wand hindurchzudrücken; es war ein gefährliches Unternehmen; aber es gelang, und ich stand ihr vor dem Kopf. Nie werde ich den Blick vergessen, mit dem mich das arme Tier ansah; so viel Todestraumigkeit, Angst und Bitte lag darin. Ich faßte nun die Kuh bei den Hörnern und suchte sie zurückzudrängen, wie man es mit den Tieren tut, die man an einen Wagen spannen will. Sie war offenbar eine wohlgezogene Kuh und gehorchte. Nach wenigen Schritten waren wir auf der verbreiterten Kante; ich atmete auf;

hier wurde es mir möglich, die Kuh umzuwenden. Ich glaubte uns schon geborgen, als ein Mann mit einem Knüttel vor uns auftauchte und mich anschrte: „Was wollt Ihr mit der Kuh?“

Ich erschrak und stammelte: „Ich habe die Kuh vom Tode errettet, was anders?“

„Das hättet Ihr können bleiben lassen; die Kuh muß in den Abgrund.“

Frau Silvia, ich weiß noch alle seine Worte genau. Die Begegnung mit dem Mann nach meiner langen Einsamkeit und an diesem Ort war für mich so merkwürdig, daß alles, was er sprach, sich mir für immer einprägte.

Die Kuh schmiegte sich an mich, als ob sie ihn verstanden hätte. In mir überwog die Empörung über die böse Absicht des Mannes den Schrecken, und ich antwortete nun auch entschieden: „Die unschuldige Kuh soll hinunter? Nicht eher, als ich selbst drunten liege!“

„So, Ihr wollt es mit mir aufnehmen?“ lachte der Mann höhnisch. „Wißt Ihr, mit wem Ihr es zu tun habt? Ich bin der schwarze Sepp.“

„Um Gotteswillen, Marianne, der Bösewicht?“ unterbrach ich sie.

„Ja, der Schmuggler und Wilddieb, den alle Welt nennt und fürchtet. Ich aber hatte alle Furcht verloren und erwiderte: „Und wenn Ihr der Teufel selbst wäret, so würde ich die Kuh gegen Euch verteidigen.“

Der schwarze Sepp machte große Augen. „So – so – so“, sprach er immer gedehnter; „das ist seltsam.“ Nach einigem Besinnen fügte er hinzu: „Nun, nun, ich will Euch und der Kuh nichts antun; aber Ihr müßt mit mir kommen. Ihr werdet begreifen, daß Ihr in meiner Gewalt seid und Euch kein Sträuben helfen würde.“ Damit wandte er sich zu gehen, machte aber noch eine drohende Bewegung mit dem Knüttel, daß wir ihm folgen sollten.

Es blieb uns nichts anders übrig, und wir trotteten ihm nach. Es war gut so; denn ich hätte mich mit meiner Kuh kaum aus dem Felsenlabrynth herausarbeiten können. Er aber kannte jeden Stein, jeden Felsblock und führte uns auf verhältnismäßig mühelosen Wegen bis in eine Felsenschlucht, wo die Welt aufzuhören schien. An einer Wand nahm er eine Platte weg und ließ uns in eine Höhle treten, in der einige Menschen und auch eine Kuh Platz hatten. Ich merkte gleich, daß wir uns in einem Schmugglerversteck befanden. Der schwarze Sepp hat eigentlich, wie jedermann weiß, seine Heimat jenseits der Berge; aber Schmuggler und Wildddiebe sind überall zu Hause, und hier hatte er offenbar eine Niederlage; denn es lag allerlei Schmugglerware herum. Er holte aus einem Winkel Fleisch, Brot und Wein und lud mich ein zu essen.

„Nicht vor der Kuh“, erwiderte ich; „sie ist vor

Hunger und Durst am Versinken; weiter unten habe ich Grünes gesehen und will es ihr zuerst holen.“

Der schwarze Sepp machte wie vorhin große Augen. „Das mache ich schneller als Ihr“, sagte er diesmal rasch und entfernte sich, nachdem er die Höhle wieder mit der Steinplatte verschlossen hatte. Nach einem Stündchen kam er mit einer Blache voll Heu, das er, wie er sagte, aus dem Stadel eines reichen Bauern genommen hatte; er brachte auch einen Eimer Wasser, und wir fütterten zusammen die Kuh. Dann sträubte ich mich nicht länger, sein Mahl mit ihm zu teilen; denn ich war hungrig. Der schwarze Sepp wurde gesprächig und fragte nach diesem und jenem. Und, Frau Silvia, ich aß von seinem Brot; ich trank von seinem Wein; ich fühlte mich in seiner Höhle geborgen, und ich hatte seit einem Jahr fast nichts gesprochen; das Herz ging mir auf, und ich erzählte offen, was mir vom Leben zuteil geworden war.

„Es geht Euch also schlecht und mir nicht besser“, sagte er; „kein Wunder, daß man den Menschen aus dem Wege geht, so viel man kann. Ihr aber gefällt mir und wenn Ihr nicht so greulich häßlich wärt, so würde ich Euch heiraten.“

„Pfui!“

„Mir auch recht“, erwiderte er gelassen; „keine hat mich gemocht, und es ist auch besser so.“

Ich schwöre Ihnen, Frau Silvia, dies ist die ganze Liebeswerbung des schwarzen Sepp und meine Erwiderung darauf, und er hat sie nie wiederholt, so oft er auch in der Nacht mit einem Fuder Heu für Rösli zu mir gekommen ist; die bösen Zungen mögen sagen, was sie wollen.

Darauf erzählte er ruhig von sich selbst. Ich will seine Lebensbeschreibung nicht ganz wiederholen; denn Sie würden ihn für einen schlechten, verworfenen Menschen halten. Es ist sonderbar, mir war es mitunter auch so, und ich wandte mich mit Abscheu von ihm weg, und dann wieder nicht, und ich hatte Mitleid mit ihm. Aber was für eine Bewandtnis es mit der Kuh hat, das müssen Sie wissen.

Der schwarze Sepp erzählte also und beschönigte nichts; im Gegentheil bekannte er sich mit Genugthuung als Schmuggler und Wilddieb; ja er schien sich auf seine Streiche etwas zu gute zu tun. Auch rühmte er sich, daß alle Menschen ihn fürchten und meiden. Nun gab es in seinem Dorf einen, der ihn nicht fürchtete; das wurmte ihn, und darum haßte er ihn. Dieser eine war der fremde Mensch, der heute hier angekommen ist und auf mein Rösli Anspruch macht. Dieser prahlte am Wirtstisch, daß er den schwarzen Sepp nicht fürchte und nur auf die Gelegenheit warte, es vor aller Welt zu zeigen. Die Gelegenheit bot sich dar. Er ertappte

ihn auf einer Wilddieberei und verklagte ihn beim Bericht; der schwarze Sepp wurde wegen Jagdfrevel schwer gebüßt. Das hätte er verschmerzt; aber nicht Hohn und Spott, der ihm nun wegen seiner Niederlage zuteil wurde. In ihm kochte die Wut, und er sann auf Rache. Das einfachste wäre gewesen, seinen Gegner aus einem Versteck niederzuknallen; aber die Klugheit verbot es ihm; der Verdacht wäre sofort auf ihn gefallen, und man hätte ihn festgenommen. Da kam ihm ein scheußlicher Gedanke. Der Gegner hatte eine Lieblingskuh, ein Prachtstier, das Rösli mit den guten Augen und dem weißen Stern auf der grauen Stirn, das so fest und zierlich zugleich einherschreitet, wie Sie es täglich sehen können. Das Rösli wollte er ihm nehmen; zu dem Schaden sollte er auch den Kummer haben. Eines Tages lockte er es mit Salz und Schmeicheleien von der Weide weg und führte es bis zur Bergeshöhe. Hier wollte es zurück. Aber nun zeigte er ihm den Meister; mit Fußtritten und Stockschlägen trieb er das arme Tier jenseits des Berges hinunter bis da, wo er es haben wollte, nämlich auf jene Felsenkante, wo ich es gefunden habe. Hier mochte Rösli verhungern oder in den Abgrund stürzen; auf ihn fiel kein Verdacht; die dumme Kuh hatte sich eben verfliegen. Es sei ein schöner Platz, ganz geeignet zu einer so schönen Tat, meinte er noch dazu höhnisch. Er sitze oft hier

und stelle sich vor, wie er seine Feinde hieher locken werde, wenn sie ihn verfolgen. Könne er ihnen nicht mehr entgehen, so drehe er ihnen eine Nase und springe in den Abgrund.“

„Euer Sepp ist ein Teufel, Marianne“, rief ich schauernd.

„Das sagte ich ihm damals auch.“

„Und ihr besinnt Euch, einen solchen Menschen als Dieb anzugeben?“

„Das tue ich niemals“, erwiderte sie entschieden. Dann fuhr sie fort. „Er nahm von meiner Bemerkung keine Notiz. Eine Weile war er ganz in sich versunken; dann fragte er plötzlich: „Habt Ihr ein Gewissen?“

Ich erwiderte, ich wisse es nicht; aber wenn ich einen Wurm zertrete, so denke ich, daß ich ihm wehe tue.

Er nickte; dann erzählte er weiter. Froh über seinen gelungenen Streich stieg er wieder bergan. Er war noch nicht weit, als ein Muehen sein Ohr erreichte, ein vorwurfsvolles, verzweifelttes, zugleich hilfesehendes, wie er in seinem Leben noch keins gehört hatte. Wie ein Peitschenhieb trieb es ihn weiter bis zur Bergeshöhe; hier lief er jenseits den Berg hinunter, erreichte seine Hütte, verschloß Türen und Fenster und hielt sich die Ohren zu. Aber das Muehen war mit ihm in die Hütte gekommen und gellte ihm in den Ohren. Sie begreifen,

Frau Silvia, das Muthen war sein Gewissen. Er sah ein, daß er verrückt werden oder Wandel schaffen mußte. Wie sollte das geschehen? Von seiner Rache wollte er nicht lassen; der schlechte Kerl, der ihn verklagt hatte, mußte seine Strafe haben; Rösli konnte ihm nicht wieder gegeben werden; aber es sollte auch nicht leiden und den Hungertod sterben. Also zurückkehren; ein Stoß, Rösli lag im Abgrund und alles war aus."

"Seid Ihr nicht bald fertig, Marianne?" fragte ich voll Entsetzen.

"Ja, das Nächste wissen Sie, nur noch Schluß. Als wir in der Höhle gegessen und getrunken hatten, wurde Sepp aufgeräumt und sagte, das Beste an der Sache sei, daß ich zu einer schönen Kuh komme. „Ich?“ fragte ich zweifelnd, obwohl mir beim Gedanken, daß ich diese Kuh besitzen sollte, das Herz vor Freude klopfte. „Freilich“, erwiderte er; ich werde doch nicht glauben, daß er so dumm sei, die Kuh wieder zu bringen, um ins Gefängnis zu kommen. Wir sprachen noch lange hin und her; ich hatte Bedenken; er hatte keine, und nach und nach schwanden auch die meinigen. Ich gewann die Überzeugung, daß ich den schwarzen Sepp vor einer schlechten That bewahrt habe und die Kuh vor Gott wirklich mir gehöre. Auch was ihren Unterhalt anbetraf, beruhigte mich Sepp; er versprach mir, jährlich ein paar Fuder Heu einzustellen, und hielt Wort.

Ich selbst mache Wildheu, so viel ich kann, und so hat Rösli in Hülle und Fülle, was es braucht.

In der Stille der Nacht führte ich die Kuh heim; ich war nach langer Zeit ruhig und friedlich im Gemüt, und es war mir, als ob ich auf den Bergen Gott gefunden habe.

Und nun, Frau Silvia, habe ich Ihnen gebeichtet, wie ich manchmal dem Herrgott beichte, und nun sagen Sie auch, daß die Kuh vor Gott mir und keinem andern gehört."

Ich war in großer Verlegenheit. Aus jedem Wort des armen Weibes sprach die Überzeugung, in ihrem Recht zu sein, daneben die Angst, daß man ihr ihr einziges Gut nehmen wolle. „Vor Gott gehört sie Euch“, sagte ich endlich, „aber nicht vor den Menschen.“

„Wie so?“ erwiderte Marianne fast schreiend. „Wären die Menschen so schlecht, mir mein Eigentum nehmen zu wollen? Mein Recht ist so klar wie die Sonne.“

„Nun ja“, sprach ich, über ihre Leidenschaft erschreckt; „aber ich glaube, nach dem Gesetz darf jener fremde Mann doch einigen Anspruch auf die Kuh machen.“

„Nichts da; ohne mich läge Rösli schon seit drei Jahren zerschmettert im Abgrund; also gehört sie mir.“

„Aber Marianne, laßt mit Euch reden, der Mann scheint vernünftig; er hat Euch eine Entschädigung angeboten; dafür könnt Ihr vielleicht eine andere Kuh kaufen.“

„So, so, eine andre Kuh; Sie sind mir die rechte. Sie begreifen eben so wenig wie die andern, daß ich dem Mann Rösli nicht hergeben kann, und wenn er mir eine Million auf den Tisch herzählen würde. Mein ist die Kuh, und mein bleibt sie. In Ihnen aber, Frau Silvia Andrea, habe ich mich gründlich getäuscht.“ Mit diesen Worten drehte mir Marianne Rau den Rücken und ging hochaufgerichtet von dannen, ohne sich noch einmal nach mir umzusehen.

Am nächsten Morgen wollte sich der fremde Mann mit dem Vorsteher zu Marianne begeben, um über die Persönlichkeit des Verkäufers der Kuh näheres zu erfahren; sie fanden eine verschlossene Thür, und auf ihr Klopfen gab niemand Antwort. Auch den Stall fand man verschlossen. Sie nahmen an, daß Marianne die Kuh auf die Weide getrieben habe, und warteten. Statt ihrer kam gegen Mittag ein Angehöriger des Dorfes mit der Schelle Rösli's und einem bunten Luchlein, das Marianne gehört hatte, und erzählte, daß er diese Gegenstände auf dem Weg zum nächsten Dorf gefunden habe. Nun ging den beiden ein Licht auf; die Frau war mitschuldig und hatte die Flucht ergriffen. Unverzüglich wurden ihr zwei Polizisten nachgesandt; spät abends kehrten sie unverrichteter Dinge zurück; von der Diebin war keine Spur zu finden gewesen.

Ja, Marianne Rau war mit Rösli geflohen. Die

gefundenen Gegenstände hatte sie wahrscheinlich in der Nacht selbst auf den Weg hingetragen, um die Leute auf eine falsche Spur zu leiten. Am nächsten Tag wurde nach allen Richtungen weiter gesucht, talauf, talab, bergauf, bergab; umsonst, Marianne hatte Zeit gefunden, sich und ihren Liebling in Sicherheit zu bringen. Wo? das war eine Frage, die alle Gemüther beschäftigte und niemand beantworten konnte.

Das Ereignis wurde im Dorf so lang besprochen, bis es durch ein schauerlicheres abgelöst wurde. Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß der Schmuggler und Wilddieb Joseph Schwarz, vulgo der schwarze Sepp, um der Polizei zu entgehen, die ihm auf den Fersen war, über eine hohe Felswand gesprungen und als zerschmetterte Leiche im Abgrund gefunden worden sei.

Der schwarze Sepp war eine so bekannte und gefürchtete Persönlichkeit, daß die Zeitungen sich eingehender mit ihm befaßten. Sie berichteten ungefähr folgendes: Joseph Schwarz war ein Waisenkind und offenbar mit bösen Trieben behaftet; unglückliche Verhältnisse mochten diese ausgebildet haben. Schon als Kind war er nicht zu zähmen; als Jüngling entzog er sich jeder Arbeit und suchte seinen Lebensunterhalt durch Schmuggel und Wilddieberei. In letzter Zeit hatte er hoch oben auf einem Berg in den Hütten der Bauern so unerhört freche Diebereien an Heu und Lebens-

mitteln verübt, daß die Behörden ihn um jeden Preis haben wollten. Es wurde eine ganze Schar Polizisten aufgeboden, die ihn umlauerten und umzingelten. Als er dies merkte, floh er auf eine schmale Felsenkante, drehte seinen Verfolgern eine Nase und tat den Sprung in den Abgrund.

Ein Jahr nach diesem Vorgang fand ein Jäger auch die Leichname der Marianne Rau und ihrer Kuh. Einem Wild nachjagend, war er mit seinem Hund in eine fast unzugängliche Schlucht gekommen; an einer Felswand fing dieser an zu bellen und zu krazen, und der Jäger bemerkte eine Steinplatte, die von Menschenhand hingelegt zu sein schien. Er schob sie weg und trat in eine Höhle, die offenbar ein Schlupfwinkel für Schmuggler gewesen war. Hier lagen die Leichname noch ziemlich unversehrt.

Es ist wahrscheinlich, daß Marianne auf ihrer Flucht mit dem schwarzen Sepp zusammengetroffen war, und daß er, um der Welt ein Schnippchen zu schlagen, bis zu seinem Tode für ihren und der Kuh Lebensunterhalt gesorgt hatte. Darauf deuten die vielen Diebstähle, die in der Nähe ausgeführt wurden. Nach seinem Wegbleiben waren wohl Mensch und Tier verhungert oder auf der unwirtlichen Höhe erfroren; denn es war Spätherbst. Sie waren dicht aneinander geschmiegt; der Kopf der Marianne ruhte auf dem Hals der Kuh; ihre

Hände waren wie im Gebet gefaltet. Und ich hoffe, daß sie vor ihrem Ende noch Gott auf den Bergen gefunden habe.

\*

Beim Durchlesen dieser Episode finde ich, daß ich meine Absicht verfehlt habe. Ich wollte eine Tiergeschichte schreiben; statt dessen habe ich mich durch die Ereignisse hinreißen lassen, das Lebensbild von zwei Menschen zu geben, die in den Augen der Welt Verlorene waren. Rösli möge mir daher verzeihen, wenn sein Schicksal in den Hintergrund getreten ist.

Über Marianne Rau, die ich gründlich gekannt habe, muß ich noch ein paar Worte sagen. In ihrem Herzen brannte das Feuer ungestillter Liebe. Sie suchte Erwidern bei den Menschen; aber sie war rauh und abstoßend, und die Menschen reichten ihr Steine statt Brot. Da wandte sie sich der Tierwelt zu, und das war ihre Rettung; die Schöpfung hatte ihr doch etwas Liebes und Gutes zu bieten. So fand Marianne immer wieder Gott auf den Bergen.

Ganz schüchtern behaupte ich, daß der Gottesfunke der Liebe auch im schwarzen Sepp nicht ganz erloschen war; mit einem Faden von Menschlichkeit hing er noch an der lebenden Kreatur. Das wieder erwachte Erbarmen mit der dem Verderben geweihten Kuh

hat es bewiesen. Ob es jemand gelungen wäre, den Funken zu lebendigem Feuer anzufachen? Niemand hat es versucht.

## Vise.

Die Geschichte der Marianne Rau hat in mir die Erinnerung an die Zeit geweckt, da wir im Vaterhaus im Engadin Viehzucht trieben und die lieben Haustierte bei uns Kindern eine wichtige Rolle spielten. Ich bin nun eine alte Frau und muß um viele Jahrzehnte zurückgreifen.

In bester Erinnerung habe ich die Vise, unsere älteste Kuh. Vise war nicht besonders schön; ihr Rücken war zu stark eingesunken; ihr Bauch war vom vielen Fressen und den vielen Kälbern, die er beherbergt hatte, zu groß geworden und ragte zwischen Vorder- und Hinterteil wie eine entzwei geschnittene Erdkugel hervor, wodurch sie einen wackeligen Gang erhielt. Aber sie war gut und stark und hatte ein weiches Gemüt. Sie kannte uns alle und war besonders uns Kindern zugetan. Wenn Hans, der Knecht, sie zur Tränke führte, öffneten wir das Fenster und riefen sie bei Namen. Sie erhob den Kopf und muhte freundlich als Antwort. Wir reichten ihr gewöhnlich ein Stück Brot hinaus, das sie mit weitgeöffnetem Maul in Empfang nahm. Kam sie von der Tränke zurück, so schaute sie nicht mehr auf, da sie aus Erfahrung wußte, daß sie nichts bekam. Ein wenig gefräßig war sie schon, die gute Vise, und Hans klagte oft, daß sie das Futter

verzettele und nur die guten Kräuter auslese. Dann schwur er, er werde sie lehren, wie man sich am Tisch betragen soll, und mischte ihr zur Strafe gehacktes Stroh unter das Heu. Wir stellten ihm vergebens vor, daß auch die Menschen nicht alles essen, worauf er erwiderte, man müsse sich zwingen; auch ihm gefallen weder Rüben noch Karotten, aber er esse sie doch. Wie dem auch sei, Lise war wohlgenährt, was sie schon durch ihren Milchreichtum bezeugte. Sie lieferte zwölf Liter Milch täglich, und welche Milch! Reinweiß war sie, nicht zu flüßig, nicht zu dick, nicht zu käßig, nicht zu fett, und nach Wiesenblumen duftend, so dünkte es uns. Vom Rahm sei nur so viel gesagt, daß er bei jedem Geburtstag mit Beigabe von Kastanien auf unsern Tisch kam.

Die hervorragendste Bemütseigenschaft der Lise war selbstverständlich die Mutterliebe. Kam ein Kleines zur Welt, so drehte sie gleich den Kopf nach ihm um und suchte es mit der Zunge zu erreichen, um es zu belecken und zu liebkosen. Entfernten wir es, um es auf unsere Weise aufzuziehen, so brüllte sie ihm kläglich nach und war tagelang traurig. Einmal durfte sie jedoch ihr Kälbchen behalten. Es war ein stämmiger, derber Junge, der alle Körpereigenschaften besaß, einst ein Prachtsstier, vielleicht gar ein Prämientier zu werden. In dieser Voraussetzung ließen wir es der Mutter, damit es sich zu jeder Tageszeit voll saugen könne.

Beide waren übergücklich; es war reizend zuzusehen, wie Mutter und Kind sich verstanden, mit Zärtlichkeiten überhäufte und miteinander spielten. Zu dieser Zeit war Lise gegen andere Kühe intolerant; uns Menschen beachtete sie viel weniger; wenn jemand sich mit einer Berte in ihrer Nähe zeigte, wurde sie aufgereggt und muhte drohend.

Auch als das Kälbchen größer wurde und beide in Freiheit auf der Alp lebten, waren sie unzertrennlich. Hier muß ich noch das gute Gedächtnis der Lise erwähnen. Wenn man die Kinder zur Alpfahrt auf dem Dorfplatz zusammentrieb, wußte sie gleich, wo es hinaus sollte. Kaum hörte sie die Schelle der Anführerin, der Heerkuh, so lief sie mit ihrem Kälbchen auf sie zu, als ob sie gerufen wäre, und blieb dicht bei ihr. Auch auf der Wanderung verließ sie als Zweitwichtigste der Herde ihren Platz nicht mehr; Kälbchen behielt sie natürlich an der Seite, beleckte es von Zeit zu Zeit, und wenn es zu ermüden schien, ermunterte sie es mit sanften Stößen. Auf der Alp führten Mutter und Kind ein herrliches Leben zusammen. Die Mutter kannte alle Plätze, wo Frauenmäntelchen, Mutterkraut und Alpenwegerich gut gediehen, auch alle Bächlein und Löcher, wo sich Wasser ansammelte und führte Kälbchen zur Labung hin; sie kannte die Stunde, wo der Senn vor der Hütte Salz austeilte, und auch da durfte Kälbchen

nicht fehlen. Sie spürte das Herannahen eines Gewitters und führte Kälbchen an eine geschützte Stelle; bei Sonnenbrand suchte sie für ihren Liebling einen schattigen Platz, bei kühlem Wetter die Nähe der Hütte.

Bekanntlich hat kein irdisches Glück Bestand, und das mußte auch Lise erfahren. Eines Morgens bemerkte der Hirt, daß die Herde sich in großer Aufregung befand. Die Kühe weideten in kurzen Absätzen, erhoben den Kopf, schnupperten in der Luft herum, brüllten und zeigten Neigung zur Flucht. Sollte es ein Erdbeben geben? Die Tiere haben für Naturereignisse feinere Sinne als die Menschen. Oder war ein Raubtier in der Nähe? Aber welches Raubtier hätte sich an eine Herde gewagt, die von starken, tapferen Stieren bewacht und verteidigt wurde? Füchse und Adler machten sich höchstens an Lämmer; Bären hätten gefährlich werden können, aber die waren stundenweit weg in ihren Zernezewäldern, und man hatte nie gehört, daß sie ihre Touren bis zu dieser Alp ausdehnten. Am Abend legte sich die Herde dichtgedrängt zur Ruhe nieder; die Hirten und Sennen versahen sich mit Messern und Knütteln, zündeten ein Feuer an und wachten bei ihr. Die Nacht verlief ruhig; nichts Verdächtiges zeigte sich ringsum. Am Morgen kehrten die Sennen in die Alphütte zurück; aber was erblickten sie vor der Thür? Kälbchen stand da ganz allein, zwar

unversehrt, aber zitternd und schlotternd am ganzen Leib, und empfing sie mit lauten Klagetönen.

Kälbchen allein? Wo war die Lise? Der Hüterbub erschrak, als er darüber befragt wurde; er allein wußte, daß Lise nie bei der Herde schlief, sondern, um Kälbchen besser zu behüten, ziemlich entfernt von ihr unter einem vorspringenden Felsen. Er gestand es sofort. Eine böse Ahnung stieg in den Sennen auf, und sie begaben sich nach der bezeichneten Stelle; Kälbchen nahmen sie mit. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen; ein graufiger Anblick wurde ihnen da zu teil. Der Boden war zerstampft und von Blut durchtränkt; Kuh- und Raubtierhaar lag herum und klebte am Felsen. Und die arme Lise lag zusammengebrochen da und war in einem so bedauernswürdigen Zustand, daß sie kaum hinsehen durften. Haut- und Fleischstücken hingen an ihr herunter, und am Hinterteil waren Löcher herausgefressen. Es konnte kein Zweifel obwalten; nur ein großer, starker Bär hatte die Kuh überwältigen und so zurichten können. Wie es ihm möglich geworden war, sie von hinten zu packen, konnten sie nicht begreifen; jedenfalls hatte ein langer, schrecklicher Kampf stattgefunden. Wahrscheinlich hatte der Bär es auf Kälbchen abgesehen gehabt und war erst durch die Verteidigung der Mutter an diese geraten.

Auf unsern Zuruf gab die arme Lise keine Antwort;

aber als Kälbchen sich neben ihr niederlegte und sich kläglich wimmernd an sie schmiegte, erhob sie ein wenig den Kopf, streckte die Zunge aus, um es zu belecken und machte einen schwachen Versuch, ihm das leere Euter zu reichen.

Der Hüterbub wurde gleich ins Dorf geschickt, um uns die traurige Nachricht zu bringen. Wir hatten Mühe, das Gräßliche zu fassen. Der Vater holte den Tierarzt und begab sich sofort mit ihm und Hans auf die Alp. Der Tierarzt erklärte Lise nach kurzer Untersuchung für verloren. Niemand war im Zweifel, was geschehen sollte, und Hans erlöste sie durch einen Gnadenstoß, der uns Menschen versagt bleiben muß, von ihren Qualen.

So wurde Lise das Opfer ihrer Muttertreue; denn hätte sie Kälbchen im Stich lassen wollen, so wäre es ihr leicht möglich geworden zu entfliehen.

## Pluto.

Nach dem Tod der Lise nahmen sich die Sennen mit doppelter Sorgfalt des Kälbchens an. Aber es war scheu, mißtrauisch und wild; es mied Menschen und Tiere und stand immer abseits von der Herde. Trieben sie es zu seinen Gefährten, so entsprang es ihnen und kletterte oft an fast unzugängliche Stellen. Kein Zuruf vermochte es zurückzulocken; man mußte warten, bis es von selbst wieder kam, was immer geschah, wenn es Salz haben wollte. Dabei wurde es aber groß, stark, mutig und flink.

Im Herbst wurde es mit den andern Kindern ins Tal getrieben. Wir waren über sein Wachstum erfreut; nur Hans schüttelte den Kopf und meinte, die Beine haben sich zu stark entwickelt und die Farbe sei zu dunkel geworden; Kälbchen werde sein Lebtag kein prämiertes Stier. Uns Kindern war das gleich; uns gefielen gerade seine starken Beine, mit welchen er Sprünge wie eine Gemse ausführte, und sein dunkles Haar, das fein und glänzend wie Seide war. Der Vater gab ihm den Namen Pluto.

Man kann sich denken, wie wir den Sohn unserer guten, unglücklichen Lise verhätschelten und verzogen. Wir gingen oft in den Stall zu ihm, streichelten und striegelten ihn, brachten ihm unsere Frühstücksmilch oder

ein Butterbrot, die er beide gierig verschlang. Hans war damit gar nicht einverstanden. „Kinder, ihr übertreibt es“, schalt er uns; „Pluto ist doch nur ein Rindvieh, und es ist nicht gut, wenn man Vieher wie Menschen behandelt. Ihr werdet sehn, er vergißt alle eure Guttaten und belohnt euch mit Undank; denn Undank ist der Welt Lohn.“

Hans und Pluto waren einander nicht zugetan. Pluto stieß sogar manchmal nach ihm, und das kam daher, daß Hans immer rote Taschentücher hatte, die mit einem Zipfel aus der Tasche hingen. Wir kamen darauf, als mein ältester Bruder eine Beschreibung der Stiergefechte in Spanien las; da hieß es, daß die Kämpfer den Stier durch rote Fähnchen reizen. Zur Probe hielten wir Pluto Hansens Taschentuch vor die Augen, und er wurde in der That wütend. Hans war erboßt und entfaltete nun alle Tage recht augenscheinlich sein Taschentuch vor ihm, um ihn daran zu gewöhnen und ihm zugleich den Meister zu zeigen. Umsonst, Pluto gewöhnte sich nicht und übertrug seinen Abscheu auf den Träger selbst. Unsere Mutter machte der Sache dadurch ein Ende, daß sie Hans blaue Taschentücher schenkte und ihm das Versprechen abnahm, die roten in der Schublade zu lassen. Darauf gab es Ruhe.

Über Winter gaben wir uns große Mühe, Pluto gute Sitten beizubringen, und es gelang teilweise.

Mit Benugtuung nahmen wir wahr, daß er auch gegen Hans sanfter und nachgiebiger wurde; uns Kindern gab er sogar Zeichen der Anhänglichkeit. Traten wir zu ihm, wenn er von der Tränke heimkehrte und es ihm vom Fressen und Trinken wohl war, so tat er bei unserm Anblick wohl einen kleinen Freudensprung, ließ sich von uns in den Stall begleiten, an die Kette legen und den Kopf krauen.

Nächsten Sommer wurde er mit der Gemeindeherde wieder auf die Alp getrieben. Er nahm sein bißchen Zivilisation mit und betrug sich anfangs anständig. Aber eines Tages geriet er an die Stelle, wo seine Mutter vom Bären zerfleischt worden war, und der Hüterbub fand ihn da, wie er furchtbar brüllte, mit den Vorderfüßen Erde aufwarf und mit den Hörnern gegen den Felsen stieß. Hatten ihn die Spuren des stattgehabten Kampfes, der Geruch der blutdurchtränkten Erde, das zurückgelassene Haar des Raubtiers wütend gemacht oder war die Erinnerung an seine Mutter wach geworden? Wer kann in das Gemütsleben der Tiere dringen? Von da an war Pluto wieder der wilde, unbändige Kerl von früher und blieb es; alle Zähmungskünste der Hirten prallten wirkungslos an ihm ab.

So vergingen drei Jahre. Als er das drittemal von der Alp heimkehrte, war er ausgewachsen und ein

Prachtstier geworden. Trotz seiner Wildheit war die Zeit der Einsamkeit für ihn vorüber, und in sultanischem Selbstbewußtsein schritt er mitten unter seinem Harem daher. Wo nehme ich Farben und Töne her, seine Herrlichkeit zu beschreiben? Sein Haar war tiefschwarz, fein und glänzend wie Atlas, — zu fein und glänzend, behauptete wieder Hans — sein gedrungener Körper ruhte auf festen Beinen wie auf vier granitnen Säulen, — die Beine waren zu dick, wiederholte Hans — der Rücken war gerade, die Brust breit, der Kopf mächtig mit kurzen, glänzenden Hörnern und großen, lebhaften Augen. Seine Stimme wage ich kaum zu beschreiben; wenn er zu brüllen anfing, klang sie zuerst gedämpft, aber furchtbar wie unterirdisches Rollen; dann verstärkte sie sich zum dumpfen Getöse einer Rufe und ging schließlich in helles, sieghaftes Jauchzen über. In letztem Fall stand Pluto gewöhnlich still mit hoch erhobnem Kopf und aufgesperrtem Rachen, ein Bild der Schönheit, Kraft und Energie.

Als Hans ihn in den Stall abführte, folgten wir Kinder in Ehrfurcht, Bewunderung und Scheu; denn wir merkten schon, daß mit ihm nicht mehr zu spassen war. Doch konnten wir uns in der nächsten Zeit nicht über ihn beklagen; er nahm unser Butterbrot gnädig an, und wenn wir ihn bei der Tränke aufsuchten, grüßte er uns wie früher mit einem leichten Sprung.

Nun geschah es, daß ich an meinem zehnten Geburtstag mit einer roten Schürze beschenkt wurde und die Mädchen mir einen roten Kranz ins Haar wanden. Daß Pluto die rote Farbe nicht vertragen konnte, hatten wir vergessen; denn Hans benutzte längst nur blaue Taschentücher. Ahnungslos stand ich mit andern Kindern am Brunnen und wartete, daß Pluto zur Tränke komme. Und er kam. Als er meiner ansichtig wurde, stuzte er einen Augenblick; dann brach er in ein wildes Jauchzen aus, warf mit den Füßen das Pflaster auf und stürzte auf mich zu. Dicht vor mir legte er sich fast flach auf den Boden, knurrte wie ein Hund und sah mich mit rollenden Augen an. „Fliehe, fliehe“, tönte es von allen Seiten; ich aber stand wie gelähmt und konnte mich nicht regen.

Von der folgenden Stunde weiß ich nicht viel. Als ich Plutos rollende Augen dicht vor mir sah und seinen heißen Atem spürte, hatte ich das Gefühl von etwas Furchtbarem. Dann war es mir, als ob ich emporgehoben werde, durch die Luft fliege und in ein tiefes, tiefes Bett sinke, das mich wohligh umfing.

Pluto, ach, ach, was hast du getan!

Meine nächste Erinnerung ist, daß ich mich in meinem wirklichen Bett befand mit der Empfindung, daß ich mit dumpfem Kopf aus schwerem Schlaf erwacht sei. Meine Mutter beugte sich liebevoll über mich und

fragte mit besorgter Stimme: „Hast du Schmerzen, mein Kind?“

Ja, ich hatte Schmerzen; denn ich hatte den Körper voll Beulen. Aber ich war nicht krank, und die Beulen heilten rasch. Als ich ganz wohl und munter war, erfuhr ich, daß Pluto, durch meinen roten Anblick gereizt, mich auf die Hörner genommen und im Bogen in den Brunnen geworfen hatte. Letzteres war meine Rettung; denn das Wasser hielt den Schlag auf den harten Grund auf, und so erhielt ich keine schweren Verletzungen. Pluto war schon mit den Vorderbeinen im Wasser, um seine Wut an meiner Schürze und meinem Kranz weiter auszulassen, als Hans mit ein paar andern handfesten Männern, die ebenfalls ihre Tiere tränkten, ihn überwältigten und in den Stall zurückbrachten. Mich fischte man aus dem Brunnen und trug mich bewußtlos zu meinen Eltern.

Nach diesem Vorfall verfiel Pluto in seine vorige Wildheit und wurde gefährlich; alle Mittel, die Sachverständige anwandten, um ihn zu besänftigen, blieben wie einst auf der Alp erfolglos. Hans führte ihn von nun an an der Kette zur Tränke; manchmal gelang es aber Pluto, sich los zu machen; dann rannte er im Dorf herum, brüllte fürchterlich und schlug alles in die Flucht, was sich ihm in den Weg stellte. Leider erwischte er einmal ein paar Hunde und tötete sie.

Eines Tages kam die Mahnung vom Gemeindevorsteher, das gefährliche Tier zu entfernen. Es gab nun lange heimliche Verhandlungen in unserm Haus; ich merkte aber sehr wohl, daß es sich um Leben und Tod Plutos handelte. Und bald darauf sah ich, wie zwei derbe Metzgerknechte ihn an einem Strick abführten.

Ach, Pluto, ach!

Ich weinte bittere Tränen; meine Geschwister weinten auch, und fast weinten auch meine Eltern. Hans tröstete uns alle trockenen Auges: „Was soll das liebe Vieh, wenn es uns nicht nützt? Pluto wäre niemals ein Prämientier geworden; denn er war zu dunkel, und seine Beine waren zu stark.“

Aber am Abend ging er nicht zum Nachbar, um wie gewöhnlich mit ihm ein Plauderstündchen zu halten, sondern saß allein auf der Bank vor dem Stall und blies mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife. Als ein paar Burschen, die Pluto mehrmals aus sicherem Hinterhalt geneckt und ihn dann beim Gemeindevorsteher als gefährlich verklagt hatten, an ihm vorüber gingen und ihn grüßten, nahm er einen Augenblick die Pfeife aus dem Mund; aber er erwiderte nicht ihren Gruß, sondern spuckte auf den Boden.

Rote Taschentücher hat Hans nie mehr gebraucht.

## Blondel.

Während ich mich anschicke, folgende Episode aus meiner Kinderzeit niederzuschreiben, bin ich mir bewußt, daß mein Held Blondel, der Ochse, nicht die erste Rolle darin spielt, sondern daß sein Lebensgang neben dem einiger Personen seiner Umgebung zurückstehen muß. Das Leben der Landleute ist eben mit dem der Haus-tiere so eng verknüpft, daß ihre Schicksale sehr oft in einander spielen, und man nicht recht weiß, welches das wichtigere ist. Ich muß daher Hans, unseren Knecht, und Blondel zugleich anführen.

So abgeneigt Hans Pluto war, so gewogen war er Blondel. Dieser verdiente aber voll auf seine Zu-neigung; er war sanft, friedfertig, gemüthlich und ließ sich leicht ins Geschirr legen. Ich kann nicht anders sagen, als daß er der Musterknabe des Stalles war. Das Pulver hatte er zwar nicht erfunden; vielleicht dachte er, es sei genug davon auf der Welt; dafür verrichtete er viel nützliche Arbeit. Er pflügte den Acker, zog Holz und Heu ins Haus, ließ sich überhaupt den schwersten Teil unserer Landwirtschaft aufbürden. Seine Bedeutung in der Familie gewann er aber dadurch, daß er, freilich ohne es zu wissen oder zu wollen, in Hansens Leben eine Wendung brachte.

Eines Tages fuhren Hans und sein Sohn Flori,

ein junger Bursche, mit Blondel in den Wald, um Holz zu holen. Es war ein kalter Wintertag, einer jener Engadinertage, wo der Fuß über den glatten Schnee wie über geschliffenen Stahl gleitet und der ausströmende Atem sich sofort in kleine Eisperlen verwandelt. Auf der Landstraße trafen sie ein blutjunges, hochaufgeschossenes Mädchen, das bitterlich weinend einen Handschlitten zog. Auf dem Schlitten lag eine bekannte Hausierererin mit ihrem Kasten.

„Holla“, sagte Hans bei der Begegnung, „was gibt es? Warum läuft die Alte nicht?“

„Die arme Mutter ist krank und kann nicht gehen“, erwiderte das Mädchen.

„Auf, auf“, mahnte Hans, „lauft; bei dieser Kälte erfriert Ihr auf dem Schlitten.“

Die Frau machte den Versuch sich aufzurichten; aber es gelang ihr nicht; kraftlos sank sie zurück.

Hans fing an aufzubegehren, daß sie sich in diesem Zustand auf den Weg gemacht hatte.

„Wir mußten gehen, weil wir gar so arm sind und ohne das bißchen Verdienst nicht leben können“, sprach das Mädchen unter Tränen. „Die Mutter ist unterwegs so krank geworden.“

Flori sah voll Mitleid auf die beiden Frauen, auf die Mutter mit dem leidenden Ausdruck, die hilflos, wie gebrochen auf dem Schlitten lag, auf die Tochter

mit den dünnen Gliedern, die wie das bleiche Elend vor ihm stand und doch so wacker den Schlitten zog.

Er blickte fragend nach dem Vater, der nachdenklich in die kalte Luft hinaus sah und etwas von Bettelvolk in den Bart brummte. Als er sonst nichts sagte, meinte Flori ziemlich energisch, es werde ihm, dem Vater, nichts anderes übrigbleiben, als mit Blondel allein in den Wald zu fahren. Er wolle die Frau rasch ins Dorf ziehen, bevor sie erstarre; denn das Mädchen allein komme nicht vom Fleck; dann werde er nachkommen.

Hans wetterte, daß der Sohn auf diese Weise den halben Tag verliere; aber er ließ es geschehen. Ja, er nahm eine Wurst aus dem Sack und reichte sie dem Mädchen hin mit den Worten: „Da is, du armer Tropf; der Hunger sieht dir ja aus den Augen. In Gottes Namen denn, hü Blondel.“ Hans fuhr davon.

Flori vergewisserte sich, daß er nicht zurückschaute; dann zog er seine warme Jacke aus und legte sie über die dünnbekleidete Frau. Das Mädchen sah ihn mit verwunderten Augen an. „Wenn Ihr Euch nur nicht erkältet“, sagte sie schüchtern, konnte aber nicht verhindern, daß ihre Stimme vor Freude und Dankbarkeit über die Hülfeleistung zitterte.

„Wir müssen eben schnell gehen, um uns zu wärmen“, erwiderte er, nahm ihr die Leine aus der

Hand und zog in raschem Schritt den Schlitten vorwärts.

Bald hatten sie das Dorf erreicht. Flori gab die Frauen im Armenhaus ab und empfahl die Kranke der Fürsorge der Hausmutter; dann ging er seinem Vater nach. Die arme Frau kam trotz der guten Pflege nicht zurecht, sondern starb nach wenigen Tagen.

Das Mädchen weinte unausgesetzt, aber still. Als die Mutter begraben war, kam sie zu Hans und klagte, daß sie keine Verwandten habe und auch sonst auf der Welt keine Menschenseele wüßte, die sich ihrer annehmen würde; am liebsten möchte sie sterben und neben der Mutter begraben werden.

„In Gottesnamen“, tröstete sie Hans, „ich kann dich nicht totschiagen und neben deiner Mutter begraben. Du mußt eben leben und an dein Fortkommen denken.“

Im stillen dachte er selbst darüber nach und fand auch gleich einen Ausweg. Er hatte im Dorf eine ledige Schwester, die eine geschickte Schneiderin war. Bei ihr wollte er das Mädchen unterbringen; es sollte ihr die Magd ersetzen und dafür die Schneiderei erlernen. Zwei Fliegen auf einen Schlag, dachte Hans und rieb sich vergnügt die Hände, als ihm diese Idee kam.

Er selbst war Witwer. Als seine Frau früh starb, kam er zur Einsicht, daß er nicht imstande war, seine

Haushaltung ordentlich zu führen und seinen Sohn zu erziehen. Er gab den kleinen Flori seiner Schwester, die ihn mit Freuden aufnahm; Hans verpachtete seine Wiesen und zog als Knecht zu uns. Nun war Flori groß und stark geworden, besorgte die kleine Landwirtschaft des Vaters und der Tante und dachte nicht daran, diese, die er wie eine Mutter liebte, zu verlassen. So blieben Vater und Sohn, wo sie waren, und es war ihnen wohl dabei. Die Schwester nahm Hansens Vorschlag willig an, und Hans brachte das Mädchen zu ihr und zu Flori.

Ganz arglos tat er das, der gute Hans.

Berena Stoll war in gute Hände geraten. Wie eine Pflanze, die aus dürftigem Erdreich in besseren Boden verpflanzt, manchmal zu ungeahnter Schönheit aufblüht, so entwickelte sich aus dem hochaufgeschossenen, hageren Mädchen eine Jungfrau voll Anmut und Frische. Ihre bleichen Wangen rundeten sich und nahmen die Farbe der Apfelblüte an; ihr Haar war hell und fein wie zartes Flachsge-spinst, und ihre Augen leuchteten heiter und blau wie der Frühlingshimmel. Als der Schmerz um die tote Mutter sich gelegt hatte, wurde sie fröhlich und lebensfreudig; ihre Rede floß wie klares Quellwasser, und ihre kleinen Lieder tön-ten wie Lerchengesang. Niemand konnte anderes behaupten, als daß Berena Stoll ein köstliches Mädchen geworden

sei. In der Arbeit war sie unermüdlich; sie machte die Hausgeschäfte, half Flori bei der Landwirtschaft und hatte noch Zeit und Kraft sich der Schneiderei zu widmen. Zu uns kam sie oft um Hans zu grüßen; denn ihre Dankbarkeit für ihn, der sie in eine so gute Lage gebracht hatte, war grenzenlos. Die schönste Zeit für sie war der Sommer, wenn die Schneiderei für kurze Zeit ruhte und sie mit Flori aufs Feld gehen konnte. Dann arbeiteten, lachten und sangen sie um die Wette, und die Arbeit gedieh noch einmal so gut. So verging ein Sommer und ein Winter, und im zweiten Sommer arbeiteten, lachten und sangen sie sich unvermutet in die glücklichste Verlobung hinein. Die Liebe hatte sich bei ihnen so natürlich eingestellt, wie im Frühling die Blumen sprießen und die Vögel singen.

Als Vater Hans davon Wind bekam, gab es ein fürchterliches Donnerwetter, obwohl er dem Mädchen herzlich zugetan war. Denn Hans war ein Aristokrat. Er gehörte einer alteingesessenen Familie des Dorfes an und saß im Gemeinderat. Kein Wunder, daß er das Volk der Landstraße nicht für ebenbürtig hielt und mit seinem Sohn höher hinaus wollte.

Es gibt Ereignisse im menschlichen Leben, die an und für sich unbedeutend sind und doch einen bestimmenden Einfluß auf unsere Entschlüsse haben. Ein solches Ereignis trat nun ein. Zu besserem Verständnis

dafür muß ich etwas von Hansens Eigentümlichkeiten berichten. Hans war ein solider, braver Mann, der selten ein Wirtshaus besuchte; aber dreimal im Jahr betrank er sich gründlich, das war am Schluß der Feuernte, am Altjahrabend und am Dreikönigstag. Hans war auch abergläubisch. Man wird den Kopf schütteln, daß ein Kind unserer Zeit abergläubisch sein soll; aber Hans war kein Kind unserer Zeit; er war sechzig Jahre alt, als ich neun war; ich bin nun eine alte Frau und nehme nicht übel, wenn man mir siebzig und darüber gibt. Man braucht also kein Rechenkünstler zu sein, um Hansens Geburtsjahr um 1800 festzusetzen. Damals herrschte der Glaube im Engadin und bis ins Tirol hinunter, daß in der Dreikönigsnacht den Haustieren ein Blick in die Zukunft und zugleich menschliche Sprache verliehen sei, es zu verkünden. Hans glaubte steif und fest daran und gab gerne Schauergeschichten zum besten, die damit zusammenhingen. Seine Lieblingserzählung war, daß ein Ungläubiger sich einmal im Stall versteckt hatte, in der Annahme, daß er nichts hören werde. Dann wollte er die Seinigen holen und sie ihres Aberglaubens wegen verspotten. Aber es wurde anders, als er dachte. Der Ochs fing wirklich an zu reden. Was mußte der Lauscher hören. „Meine Lieben“, sprach der Ochs mit trauriger Stimme zu den anderen Tieren,

„morgen muß ich einen Stamm vom Wald herführen, aus welchem der Sarg für meinen Herrn gezimmert wird.“ Die Reden und Gegenreden der Tiere, die Hans getreulich wiedergab, kann ich übergehen. Der Schluß seiner Erzählung war, daß der Hausherr vor Entsetzen krank wurde; er hatte wirklich im Sinn gehabt, am folgenden Tag einen Stamm vom Wald zu holen, konnte also an der Weisagung des Ochsens nicht zweifeln. Und er starb im gleichen Jahr.

Der Dreikönigstag war da. Hans begab sich abends ins Nachbarhaus, wo er gewöhnlich mit seinen Bekannten zusammentraf. Bei Schnaps und Karten wurden da Schauergeschichten aufgetischt, bei welchen er gehörig ins Gruseln hineinkam. Dann kehrte er mit seinem obligaten Dreikönigsrausch in unseren Stall zurück, legte sich hinter der Krippe Blondels auf einen Strohaufen und verfiel in Halbschlaf.

Wir Kinder gingen ahnungslos in den Stall, um Komödie zu spielen, was oft geschah. Verena Stoll, die bei uns genäht hatte, nahmen wir mit.

Im Stall stieg Joseph, der älteste von uns, auf die Bank und sagte: „Nun wollen wir Dreikönigsnacht spielen. Hört, wir sind alle Kinder, reden aber wie die Menschen und prophezeien, was nicht schwer ist. Ich bin Blondel, Verena ist die Kuh, Johannes der Bock, Silvia das Schaf.“ Und er begann mit tiefer

hohler Stimme. „Muh—uh—muh, morgen gehe ich in den Wald, um einen Stamm nach Hause zu bringen; daraus werden Bretter gesägt, um einen Sarg zu machen für, für —“ Das Wort für den Hausherrn brachte er nicht über die Lippen; denn der war ja unser Vater; „für, für — Hans. Muh—uh, muh. Jetzt müßt ihr Mädchen weinen.“

Wir hielten die Taschentücher an den Augen und weinten laut.

„Es ist traurig, daß ein so braver, treuer Knecht wegkommen muß; aber was will man machen? Es ist vom Schicksal so bestimmt. In drei Monaten muß er sterben. Weinen, Mädchen, weinen.“ Wir weinten.

„Und ich weine nicht“, ließ sich plötzlich Johannes, der Bock, vernehmen. „Hans war gegen mich nicht gut; er hielt bei mir mit dem Salz zurück, um es dir, Blondel, zuzuwenden, und wenn ich nicht in den Stall wollte, gab er mir Püffe.“

„Brav, Johannes, du kannst ordentlich Komödie spielen.“

„Warum schimpfst du mich Johannes? Das lasse ich mir nicht gefallen; ich heiße Bock. Mäh—äh—äh.“

Nun mußten wir alle herzlich lachen. „Pst, pst“, mahnte Blondel, „in der Dreikönigsnacht wird nicht gelacht. Damit die Komödie nicht traurig ende, will ich noch etwas Schönes berichten, das ich in der Ferne

sehe. Kaum hat Hans die Augen geschlossen, so wird fröhlich Hochzeit gehalten, von wem?"

Wir schrien alle durcheinander: „Von Verena und Flori.“

„Freilich, dann wird musiziert und getanzt. Muh – muh – mäh – bäh –“

Die Tiere, die zu dieser Stunde an Ruhe gewöhnt waren, fuhren erschreckt aus dem Schlaf empor und stimmten in den Lärm ein. „Muh – mäh – bäh –“ tönte es nun laut und natürlich aus ihren Kehlen; dazu rasselten einige Kühe mit den Ketten und schlugen mit dem Schwanz herum; andere trampelten mit den Füßen; es war ein Höllenlärm, daß wir selbst vom Schauder einer Geisternacht erfaßt wurden.

„Fertig“, sagte Blondel etwas kleinlaut, stieg von der Bank und schlich sich hinaus, wir ihm nach. Verena blieb zurück; sie war ganz ruhig und meinte, das Vieh sei über die vielen Stimmen und das Licht erschrocken; sie wolle warten, bis es sich beruhigt habe, und dann mit dem Licht nachkommen. Erst später erzählte sie, sie habe in alle Winkel hineingezündet, um zu sehen, daß nichts Unrichtiges da sei. Hinter der Krippe Blondels habe sie auf einem Strohlager Hans gefunden, der sie mit verdrehten Augen anstarrte und auf ihre Anrede mit einem unartikulierten Laut antwortete. Sie habe gemerkt, daß er einen argen Rausch

habe, und sei still davon gegangen. Blondel, der wirkliche, aber habe kläglich über ihn hinweg gemuht.

Am nächsten Tag sah Hans übel aus, was niemand überraschte. Gewöhnlich ging ein solcher Zustand in vierundzwanzig Stunden vorüber; aber diesmal erholte sich Hans nicht; er war bleich, niedergeschlagen und wortkarg; fragte man ihn, ob ihm etwas fehle, so schüttelte er den Kopf und hüllte sich in Schweigen.

Drei Monate später saßen wir alle beim Nachtessen; Hans, seine Schwester und Verena waren auch da. Hans aß wenig; dann erhob er sich und sprach mit großem Ernst: „Heute sind wir noch fröhlich beisammen; aber wer weiß, ob es morgen noch so ist. Man kann abgerufen werden, wenn man nicht daran denkt. Darum ist es gut, daß man allzeit gerüstet sei. Vor allen Dingen soll man Warnungen nicht in den Wind schlagen.“

Wir standen da wie aus den Wolken gefallen; denn nie sprach Hans am Tisch von etwas anderem als von ländlichen Arbeiten. Seine Schauergeschichten erzählte er in Küche und Stall. Seine Schwester aber, der sein Gebaren in letzter Zeit höchst mißfallen hatte, wurde ärgerlich und sagte: „Was schwagest du wieder, Hans? Wer warnt dich, daß du dich rüsten sollst? Warne ich dich nicht vielmehr, trüben Gedanken nachzuhängen? Oder bist du etwa krank? Wenn dies der Fall ist, so rücke mit der Sprache heraus.“

„Das nicht gerade“, stotterte Hans; „dennoch bin ich gewarnt.“

„Wenn du gewarnt bist“, erwiderte das resolute, alte Mädchen, „so sage von wem. Dem will ich heimleuchten; denn der hat es getan, um dich zu foppen und zu erschrecken.“

„Sprich nicht so freventlich“, sprach Hans; „es gibt zwischen Himmel und Erde Dinge, die man sich nicht erklären kann, und Gott gibt uns nicht nur durch die Stimme der Menschen, sondern auch unschuldiger Tiere kund, was in seinem unerforschlichen Ratschluß liegt.“

„Aha“, ließ sich mein Vater vernehmen und unterdrückte mit Mühe ein Lächeln.

Es wäre wirklich unrecht gewesen, über die Rede des armen Hans, die er dem Pfarrer abgelauscht zu haben schien, zu spotten; denn er war in großer Bewegung. So ließ man ihn reden, und er sprach an diesem denkwürdigen Abend mehr als sonst in einem Monat. Alles ging darauf aus, daß das Schicksal des Menschen zum voraus bestimmt sei und ihm niemand entgehen könne. Zur Bekräftigung dafür erzählte er mit großer Umständlichkeit zum so und so vielten Male die Geschichte des Ochsen, der in der Dreikönigsnacht dem Hausherrn seinen Tod vorausgesagt hatte. Und schließlich kam der feierliche Moment und Hans offenbarte das Geheimnis, das er drei Monate lang mit

sich herumgetragen hatte. Auch ihm sei ganz das gleiche widerfahren, sagte er. Blondel habe ihm vorausgesagt, daß er innert drei Monaten sterben müsse, und er fühle in der That, daß er diese Nacht nicht überleben werde.

Das war ein Erstaunen! Unser Vater und Hansens Schwester suchten ihn zu überzeugen, daß er von einem Wahn befangen sei. Aber Hans ließ sich nicht beirren und fuhr fort. Der Himmel habe es doch gut mit ihm gemeint, ihm die Warnung zukommen zu lassen; denn er sei in Hochmut und Bosheit verhärtet gewesen. Deswegen habe er die Heirat zwischen seinem Sohn und Verena Stoll nicht zugeben wollen. Aber es habe nichts genützt; auch diese Heirat sei im Himmel beschlossen; Blondel habe prophezeit, daß gleich nach seinem Tode eine lustige Hochzeit gefeiert werde, und man werde sehen, daß es so geschehe.

Verena, die zu unterst am Tische saß, hörte mit angehaltenem Atem zu und wurde rot und blaß. „Vater Hans“, sagte sie nach einigem Besinnen, „das war alles nicht so.“

„Was war es denn?“ fuhr er sie an, durch ihren Zweifel gereizt.

Sie erhob ihre klaren Augen zu ihm und sagte mit fester Stimme. „Vater Hans, verzeiht mir; aber da kann nur die Wahrheit helfen. Ihr laget am Dreikönigsabend in argem Rausch und halb geistesabwesend

hinter der Krippe Blondels, als wir in den Stall traten, um Komödie zu spielen. Wir haben die Ochsen-  
geschichte der Dreikönigsnacht gespielt, und alles, was  
Ihr gehört habt, haben nicht die Kinder, sondern wir  
selbst gesagt."

Wir Kinder brachen in ein unbändiges Lachen aus  
und riefen durcheinander. „Ja, ja, ich war Blondel  
und ich die Kuh und ich der Bock und ich das Schaf.“  
Die Alten konnten sich nicht halten und lachten mit.

Hans war in völliger Verwirrung; es wäre schwer  
zu entscheiden gewesen, was in ihm vorging. Grenzen-  
lose Überraschung, Beschämung, Zweifel, Hoffnung und  
Freude spiegelten sich in seinem Gesichte wieder. Zuletzt  
behielt letztere die Oberhand. Aber um es nicht zu  
zeigen und zugleich einen Schein von Recht zu behalten,  
sagte er noch: „Prophezeit ist prophezeit; ob Kinder  
oder Kinder es tun, ist ungefähr gleich; mein Tod ist  
im Himmel beschlossen, und ich werde diese Nacht sterben.  
Und nun gute Nacht miteinander.“ Mit diesen Worten  
stand er auf und wollte sich entfernen, wohl haupt-  
sächlich, um weiteren Diskussionen zu entgehen.

Berena vertrat ihm den Weg. Sie war jetzt sehr  
bleich. „Nein, Ihr werdet nicht sterben, und Ihr  
glaubt es selbst nicht mehr; denn Euer Irrtum ist be-  
wiesen“, sagte sie. „Weder Kinder noch Kinder können  
prophezeien, und Euer Tod ist nicht im Himmel be-

schlossen und – und das andere auch nicht, die lustige Hochzeit. Gott soll mich bewahren, daß ich diesen Anlaß benützen wolle, um Euere Zustimmung zur Verlobung Eueres Sohnes mit mir zu erschleichen. Mein Glück wäre keins, wenn ich es durch Unredlichkeit erringen wollte. Nein, Ihr habt vollkommen freie Hand, zu tun, was Ihr wollt. Und – und zwischen Flori und mir wird es wohl für immer aus sein.“ Die Tränen stürzten ihr über die Wangen, und sie eilte zur Türe hinaus.

Wir waren still und ernst geworden; nur die Schwester unterbrach vergnügt lächelnd die Stille mit den Worten: „Vielleicht haben die Kinder doch richtig prophezeit.“

Am nächsten Morgen kam Hans mit einer Miene zum Frühstück, als ob er alle um Verzeihung bitten wolle, daß er noch am Leben sei.

„Habt Ihr gut geschlafen?“ fragte mein Vater.

„In Gottesnamen ja“, erwiderte er, und nichts weiter. Wir Kinder durften nicht mucksen; denn der Vater hatte uns verboten, den braven Knecht durch Spott oder Gelächter zu beschämen.

Im gleichen Monat erfolgte in unserer Kirche das Aufgebot Floris und Berenas. Hans hatte es so gewollt. Er bereitete ihnen eine lustige Hochzeit und war selbst der Lustigste dabei. Als die Freude den

Höhepunkt erreicht hatte, machte ein junger Bursche den Vorschlag, Blondel im Stall zu besuchen, ihn zum Heiratsstifter zu ernennen und sich ihm zu empfehlen. So geschah es, und von nun an hieß Blondel nur der Heiratsstifter im Dorf.

Blondel nahm von seiner Standeserhöhung keine Notiz; er fraß sein Heu, zog den Karren und pflügte den Acker wie bisher; so viel ich weiß, hat er keine anderen Heiraten mehr gestiftet. Als Hans unser Haus verließ, um zu dem jungen Paar überzusiedeln, kaufte er ihn und nahm ihn mit sich. Und Blondel hat bei ihm gute Tage gehabt bis an sein Lebensende.

## Die gute Ziege.

Mit der guten Ziege kehre ich in die Gegenwart und meine jetzige Heimat, das Bergellertal, zurück.

Es gibt nichts Schöneres als eine weidende Ziegenherde. Die Tiere sind munter, neckisch, übermütig; sie sind auch listig, und wenn sie dem Hirten ein Schnippchen schlagen können, sparen sie es ihm nicht. Darum gibt es immer verlaufene und verstiegene Ziegen, die vom Eigentümer mit Mühe, manchmal mit Lebensgefahr eingeholt werden müssen. Dann schwört dieser, keine Ziegen mehr halten zu wollen; aber im Frühling gibt es ein Bizi, und das wird wieder eine Ziege oder gar ein Bock, und so geht die Generation fort.

Den ganzen Sommer sind sie auf den Bergen; im Spätherbst jedoch, wenn die Kastanienernte vorüber ist, dürfen sie zu Tal kommen und sich ohne Hirten im Kastanienwald herumtummeln. Dann sind sie halb toll vor Freude. Sie spazieren in kleinen Trupps herum, naschen nachträglich gefallene Kastanien, spielen wie die Kinder und mustern neugierig alle Vorübergehenden.

Eines Tages kam ich an einem solchen Trupp vorbei; mir zunächst stand eine schöne, weiße Ziege, die nur an den Backen zwei schwarze Tupfen wie zwei Schönheitspflasterchen hatte. Sie sah mich aus gelbbraunen Augen freundlich an und meckerte sanft, als

ob sie mich grüßen wolle. Ich strich ihr über die Nase; sie leckte meine Hand, schnupperte an meinen Kleidern herum und streckte da und dort die Zunge heraus. Es fiel mir ein, daß ich kurz vorher in der Küche Salz gestoßen hatte, und wahrscheinlich haftete an mir etwas Salzstaub. Als ich mich entfernte, kam sie mir nach, und ich ließ es geschehen. „Warte, gute Ziege“, sprach ich, sie streichelnd; „wir wollen zusammen Kastanien suchen.“ In der Tat fand ich einige, die ich von der Kapsel frei machte und ihr gab. Jedesmal, wenn sie eine bekam, meckerte sie vor Freude. Als wir zurückkamen, ging sie achtlos an ihrem Trupp vorüber und begleitete mich bis zur Gartentür. Hier mußte ich sie zurückscheuchen. Ich ging nun jeden Tag in den Wald; die gute Ziege schien mich zu erwarten; sobald sie mich erblickte, kam sie mir in Sprüngen entgegen, und ich brachte ihr immer etwas Salz mit. Dann gingen wir zusammen spazieren und suchten Kastanien.

Unsere Freundschaft war schon im Mund der Leute, als ich eines Tages die Eigentümerin der Ziege bei ihrem Trupp sah; als mir die gute Ziege entgegen-springen wollte, hielt sie sie zurück.

„Guten Tag, Frau Silvia“, grüßte die Frau in übertriebener Freundlichkeit; „sie sind einander sehr zugetan, Sie und meine Ziege. Es ist aber auch eine gute, brave, gehorsame Ziege.“

„Freilich.“

„Und ein Gedächtnis hat sie. Wenn ihr jemand Salz gibt, den vergiftet sie ihr Leben lang nicht mehr.“

„Das ist schön. Weniger schön ist es, daß sie so naschhaft nach Salz und Kastanien ist.“

„Wie sollte sie nicht bei ihrer großen Milchergiebigkeit? Ich sage Ihnen, ich habe täglich drei Liter Milch von ihr.“

Bei dieser Bemerkung fühlte ich einen bitteren Geschmack auf der Zunge, der daher rührte, daß ich Ziegenmilch nie gern gemocht habe.

„Drei Liter Milch, manchmal auch vier“, fuhr die Frau fort; „dazu gibt es jeden Frühling einen guten Bizibraten, und das Bizifell kann man für fünf Franken verkaufen. Wer meine Ziege bekommt, der hat das große Los gezogen; freilich würde ich sie für hundert Franken nicht hergeben.“

Mir ging sofort ein Licht auf. Die Frau war als ein Weizteufel bekannt, und ich war überzeugt, daß sie mein Wohlgefallen an der Ziege benutzen wollte, um mir Geld abzuzwacken. Auch wußte ich, daß eine Ziege für etwa vierzig Franken zu haben war und ein Bizifell zwei bis drei Franken galt. „Wer wird aber ein so gutes und nützliches Tier verkaufen?“ sagte ich.

„Ich“, sprach die Frau, „und zwar aus lauter Liebe

zu meiner guten Ziege und auch zu Ihnen, Frau Silvia. Es ist wirklich rührend, wie Sie an einander hängen."

"Nun ja; aber die Ziege kaufe ich nicht."

Wir sprachen noch lange hin und her; endlich ließ ich die Frau stehen und ging davon. Aber die gute Ziege sandte mir so laute Klage-töne nach, daß ich mich noch einmal umdrehte. Da sah ich, daß die Frau mir giftige Blicke nachschob, die Ziege gewaltsam mit sich fortzog und der ganze Trupp ihr folgte. Von da an trieb sie ihre Ziegen auf einen Weideplatz jenseits des Flusses, der mir zum Spaziergang zu weit war.

Ein Jahr darauf sollte ich erfahren, daß die Ziege wirklich ein gutes Gedächtnis hatte und keinen vergaß, der ihr jemals Salz gereicht hatte. In unserm Dorf sollte das Kreisjägerfest abgehalten werden. Es wurden große Vorbereitungen getroffen. Viele Leute ließen sich neue Kleider machen, und auch ich bekam einen neuen Hut mit einem grünen Efeukranz ringsum.

Die fremden Chöre zogen mit Sang und Klang und wehenden Fahnen ein; unser Chor reihte sich ihnen an; wir Zuhörer schlossen den Zug, und fort ging es nach dem Festplatz. An meiner Seite tauchte plötzlich die Besitzerin der Ziege auf, — war es Zufall, war es Absicht?

"Was macht die gute Ziege?" fragte ich sie so freundlich als möglich.

„Sie ist im Stall, natürlich; heute sind Ziegen und Schafe in den Ställen konsigniert.“

„Natürlich“, bestätigte ich; „sie dürfen das Fest nicht stören.“

Darauf verschwand die Frau.

Ein Redner betrat die Bühne; er sprach weihevollere Worte; es wurde feierlich still ringsum, und eine fast andächtige Stimmung kam über das Volk. Sofort nach der Rede scharten sich die Chöre um den Dirigenten; er gab mit der Stimmgabel den Ton an und erhob den Dirigentenstab.

„Mäh, mäh“, scholl es plötzlich laut und durchdringend in die Stille der Erwartung hinein. Die gute Ziege war auf dem Platz erschienen, und mit Schrecken sah ich, daß sie mich erkannt hatte und direkt auf mich zürante. Bei mir blieb sie stehen. Sie sah mich aus gelbbraunen Augen freundlich an, meckerte vor Vergnügen sanft und lieblich, schnupperte an mir herum und schien erstaunt, daß sie nichts bekam. Plötzlich tat sie einen Sprung, und mein Efeu Kranz lag in ihrem Maul. Lautes Gelächter wurde ringsum hörbar. „Um Gotteswillen still“, sagte ich zu den Leuten; „stört die Sänger nicht.“

Aber die Leute waren anderer Ansicht. Ein starker Mann faßte die Ziege bei den Hörnern und riß sie fort. „Verfluchtes Vieh“, rief er erboßt; „fort mit dir;

dich will ich lehren, das Sangerfest so zu stören.“ Ihm folgten andere, und auf die arglose Ziege regnete es Schläge.

„Mäh, mäh – ah – ah“, schrie sie in hohen Solotonen, sperrte sich gegen die Männer, was sie konnte, und sah hilfeschend nach mir zurück.

Zugleich war die Eigentümerin wieder neben mir und flüsterte mir höhnisch ins Ohr: „Frau Silvia, es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, Sie müssen die Ziege wegführen; Ihnen wird sie willig folgen und den Gesang nicht länger stören.“ Damit ging sie auf die andere Seite des Plazes und ließ ihre Ziege im Stich.

Immer eindringlicher wurden die Hilferufe der guten Ziege; immer häufiger und wuchtiger fielen die Schläge auf sie nieder. Ich konnte das nicht länger mit ansehen und hören und ging ihr und ihren Peinigern nach. Sobald ich bei ihr war, wurde sie still und fromm wie ein Lamm. Die Männer machten große Augen.

„Geht“, sagte ich zu ihnen, „und uberlat mir die Ziege. Das ist keine Art, ein argloses Tier zu mißhandeln, das ein böses Weib losgelassen hat, um mich in Verlegenheit zu bringen.“

Die Augen der Männer wurden noch größer. „Ja, wenn es so ist.“ – Einer von ihnen hing ihr mein Efeukranzel über die Hörner, und alle traten zurück,

froh, daß sie die Ziege los waren und der Spektakel ein Ende hatte.

Wir traten den Heimweg an, ich und die gute Ziege; ich mit gesenktem Kopf ohne Hut mit wankenden Schritten, sie tänzelnd, hüpfend und bekränzt. Ich fühlte, daß uns Hunderte von Augenpaaren folgten, und glaubte vor Scham in den Boden versinken zu müssen.

Der Vorfall wurde bekannt und besprochen, und ich wurde — gottlob nur vorübergehend — zum Gespött der Leute. Als ich mich das erste Mal auf der Straße zeigte, rief mir ein Bassenjunge „Mäh, mäh“ nach, ein zweiter „die gute Ziege“, und ein dritter Schlingel verbesserte gar „zwei gute Ziegen.“

## Schlangen.

Heute greife ich ungern zur Feder; denn ich muß von Schlangen berichten, und das sind abscheuliche Tiere. Dennoch sind sie wie alle erschaffene Kreatur Geschöpfe Gottes, und ich möchte ihnen nicht gar zu üble Nachrede halten.

Es war ein Schlangenjahr. In den Felsen, die sich hinter unserm Dorf aufstürmen, hatten die Reptile gute, sonnendurchwärmte Wohnungen mit unterirdischen Gängen, in die sie sich bei Gefahren zurückziehen konnten, dabei Nahrung und Wasser in Hülle und Fülle. Die Felsenwände wimmelten von Schlangen; aber auch im Tal und sogar im Dorf nisteten sie sich zum Schrecken der Bewohner ein.

Die erste, die ich sah, war eine giftlose. Am Fuße eines jener Felsen dicht am Rand eines Tobels, in dessen Tiefe ein kühler Bergbach fließt, steht ein Zollhäuschen mit einer Bank davor. Wenn ich da hinauf spazieren gehe, ruhe ich immer ein wenig auf dieser Bank aus. Manchmal kommt der Zollwächter heraus, und da er weiß, daß ich nicht schmuggele, ist er mir gewogen und setzt sich ein Weilchen zu mir. Eines Tages zog er die Uhr aus der Tasche und sagte: „Jetzt kommt sie bald; fürchten Sie sich nur nicht; es ist keine bösertige.“

Wer kam? Eine furchtbar große, fast schwarze Schlange kam gelassenen Ganges des Weges daher, sah nicht rechts noch links und ging an uns vorüber, als ob wir Luft wären. Da wo der Pfad sich ins Tobel senkte, erhob sie lauschend den Kopf; dann stieg sie hinunter. „Sie geht alle Tage um diese Stunde zum Wasser und kommt vor Sonnenuntergang wieder herauf“, sagte der Mann.

Obwohl ich mich fürchtete, harrte ich aus, um zu sehen, ob es sich so verhielt. Und richtig, als die XX Sonnenscheibe den Bergesrand berührte, war die Schlange wieder da, ging nicht schneller noch langsamer als vorhin an uns vorüber und nahm von uns keine Notiz. Es ist sonderbar, ich hatte sonst bei Erwähnung von Schlangen immer das Gefühl von Grauen, Abscheu und Ekel gehabt. Beim Anblick dieses häßlichen Reptils empfand ich jedoch nichts dergleichen; es machte mir fast den Eindruck eines ehrwürdigen Schlangengreises, der viel Erfahrung hat und sehr wohl weiß, daß man die Menschen ungeschoren lassen muß, wenn man nicht verfolgt sein will. Freilich wußte ich, daß es eine giftlose Schlange sei.

In jenem Sommer sah ich noch manche von dieser Sorte. Es ist über sie nichts anderes zu sagen, als daß es nützliche Tiere sind, die schuldlos verfolgt werden; denn sie vertilgen viele Mäuse.

Nun aber kommt das viel schlimmere Kapitel von der giftigen Viper. Die Viper ist an der Zickzackgarnitur, die ihr über den Rücken läuft, und an dem dreieckigen Kopf leicht erkennbar.

Eines Tages saß ich mit meinem Strickzeug unter der Veranda, als ich eine etwa dreißig Zentimeter lange Viper auf mich zukommen sah. Sie blieb von Zeit zu Zeit stehen, erhob den Kopf und kam dann nur um so rascher gegen mich heran. Ich hatte große Angst und sah mich nach einem Verteidigungsmittel um. In Ermangelung von etwas Besserem faßte ich die Hände voll Kies vom Verandaweg und warf es auf die Schlange. Sie bäumte sich furchtbar, stand fast aufrecht und sperrte den Rachen auf. In meiner Not bewarf ich sie unaufhörlich mit dem groben spitzigen Kies, bis sie sich nicht mehr bewegte und unter einem Kieshügel begraben war. Nach einer langen Weile holte ich einen Stecken und machte sie mit aller Vorsicht frei. Sie war tot; aber ich ersäufte sie noch in einer Vießkanne.

Darauf machte ich im ganzen Dorf meine Heldentat bekannt, wurde aber von andern überboten. Besonders ein Zollbeamter durfte sich einer größern rühmen. Er stand eines Tages an der Freitreppe des Zollhauses und bemerkte, daß unter der ersten Stufe, die auf der Erde fußt, ein dreieckiges, verdächtiges Köpfflein hervor-

lugte. Er verhielt sich still, und eine etwa zwanzig Zentimeter lange Viper kroch heraus; er erschlug sie mit einem Stock. Es folgte eine zweite, dritte, vierte, die alle das gleiche Schicksal erfuhren. Zuletzt lagen neun Viperlein tot auf dem Boden hingestreckt. Nun wappnete sich der Mann mit Mut und einem größern Stock und wartete auf die Frau Mama. Wer nicht kam, war Frau Mama. Entweder war sie nicht drinnen, oder sie hatte einen andern Ausgang gefunden.

Wenige Tage später erlebte ich Schreckliches. Ich trat aus einem Parterregemach und prallte mit einem Schrei zurück. Auf der Türschwelle lag eine große Viper zusammengerollt; kaum hatte ich Zeit, den erhobenen Fuß zurückzuziehen. Sie schnellte auf und schoß durch die Haustür. Ich ihr nach. Sie kroch in eiliger Flucht die Hausmauer entlang. Ich las ganze Hände voll Kies auf und schleuderte es ihr nach. Sie ging langsamer, offenbar war sie verletzt; aber es war ein großes, starkes Reptil, das etwas aushalten konnte. Es erreichte die Hausecke, stürzte die paar Stufen, die zum Blumengarten führten, hinunter und verschwand in einem Gebüsch. Ich rief das ganze Haus zusammen. Alle meine Hausgenossen waren über die Frechheit des Reptils empört und schwuren, es zu fangen und zu töten. Manche bewaffneten sich mit Steinen, andere mit Stöcken, mit welchen sie von weitem die Gebüsche

durchstößerten, andere mit einer Sense, um es zu durchschneiden. Ich aber hatte einen scheußlichen Gedanken; ich wollte die Feuerzange glühend machen, damit die Viper bei ihrem giftigen Kopf fassen und sie auf dem Riesweg hin und her zerren, bis sie tot wäre. Die Viper war jedoch nirgends zu finden.

Das häßliche Bild von der glühenden Feuerzange ließ mich den ganzen Tag nicht los. Als ich mich zu Bett begab, konnte ich keinen Schlaf finden. Abscheu, Haß, Rache, Ekel erfüllten meine Seele, und vor meinen Augen flimmerte die Feuerzange. Wie immer, wenn sich böse Wünsche meiner bemächtigen wollen, fühlte ich mich beängstigt, ja unglücklich. Plötzlich fuhr es mir durch den Kopf: Woher kam die Schlange? In meinem Garten war sie nicht groß geworden; denn kein Mensch hatte sie bisher gesehen. Da hatte ich es; sie war die Mutter der neun toten Viperlein; wir wohnten nicht weit vom Zollhaus; sie war über die Mauer gekrochen, um ihre Kinder zu suchen. Ja, gewiß, so war es. Statt ihrer Kleinen hatte sie Feindschaft, Verfolgung, einen Hagel spitziger Steine gefunden, und nun lag sie irgendwo mit zerschundenem Leib und erwartete den Tod. So ist es recht, dachte ich grausamen Sinnes; das abscheuliche, giftige Tier hat es nicht anders verdient.

Warum hatte es nichts anderes verdient? Natürlich weil es zwei Giftzähne hatte, mit welchen es die

Menschen töten konnte. Aber was konnte es dafür, daß es zwei Giftzähne hatte? Waren sie ihm nicht zur Verteidigung gegeben, wie der Katze die Krallen, der Biene der Stachel? Meine Gedanken machten nun weite Wanderungen und blieben fragend bei dem mir immer unverständlich gewesenen Zug der Schöpfung stehen, der so oft die Erhaltung eines Lebens durch die Vernichtung eines andern bedingt. Wie immer wußte ich darauf keine Antwort. Das muß nun gut sein, dachte ich resigniert, und zum Schluß, — wenn das arme Tier nur nicht lange leiden muß. Damit trat die Vorstellung der glühenden Feuerzange zurück; Friede kam in mein Gemüt, und ich schlief ein.

Am nächsten Tag fanden wir die Schlange verendet im dunkelsten Winkel des Gartens.

Über meinen frommen Glauben, daß sie ihre Kindelein gesucht habe, wurde ich viel ausgelacht.

Viele Leute, ich mit ihnen, befürchteten nun eine Wiederholung des Schlangenjahrens; aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Nach dem heißen Sommer gab es einen langen, harten Winter; viel Gethier erstarrte in seinen Höhlen, um nicht wieder zu erwachen, so auch die Schlangen. Seit jener denkwürdigen Begegnung mit der Mutter der neun Viperlein sah ich gottlob keine mehr.

## Der Bienenschwarm.

„Sohn, ich kann keine Bienen im Garten brauchen, besonders nicht vor meinem Salatbeet“, sagte ich zu meinem Sohn in gereizter Stimmung, als ich mit brennender Wange, in der ein schmerzender Bienenstachel saß, in die Stube trat. „Verstanden?“

„Verstanden“, erwiderte er gar sanftmütig, zog den Stachel heraus und rieb die schmerzende Stelle mit Salmiakgeist ein. Er sah wie das böse Gewissen aus; denn er hatte ohne meine Zustimmung einen Bienenkurs genommen und heimlich einige Bienenstöcke im Garten aufgestellt. „Übrigens kann man die Bienenstöcke vermeiden, wenn man einen kleinen Umweg zum Salatbeet macht. Auch soll man nie nach einer surrenden Biene schlagen, sondern sich ruhig verhalten und sie höchstens mit dem Taschentuch sanft von der Stelle streifen, auf die sie sich gesetzt hat.“

Ich merkte gleich, wo er hinaus wollte; die Bienenstöcke sollten bleiben. Mütter sind gewöhnt, die Autorität erwachsener Söhne anzuerkennen, und — sie blieben. Ich machte von nun an einen Umweg zu meinem Salatbeet, schlug nicht mehr nach den Tierchen und blieb in der Tat verschont.

„Es sind doch brave, fleißige Tierchen“, sagte ich eines Morgens, als ich mein Butterbrot mit Honig

bestrich, „so brav und fleißig, daß mancher von ihnen lernen könnte.“

So ändert der Mensch seine Gesinnung. Niemand erwiderte etwas.

Nach diesem süßen Frühstück beschloß ich, mich mit dem Bienenvölklein etwas näher bekannt zu machen. Das Erste, was ich tat, war, daß ich in einen zur Aufnahme eines Bienenschwarms vorbereiteten Kasten hinein schaute. Die runden Strohkörbe, die einst die Holzwände eines Bündnerhauses zierten und einem Dorf ein so idyllisches Aussehen gaben, sind nun verpönt. Sie sind dem Holzkasten mit dem beweglichen Bau gewichen, der dem Bienenzüchter gestattet, die Waben, die an einem Rähmchen hängen, herauszunehmen und wieder hineinzustellen. Die Erfindung ist von großem Vorteil und dem Bienenvater Dzierzon, einem katholischen Geistlichen, zu verdanken. Ich sah in einen wundervollen Bau hinein, in einen Marmorpalast von vielen tausend Zimmern, den Bienenzellen. Was sage ich Marmorpalast? Nichts ist so zart und reinlich wie das Wachs, das die Tierchen von ihrem eigenen Leib zu ihrem Bau absondern. In sieben Holzrahmen lagen die Waben mit ihren wie mit Maß und Richtschnur erbauten sechseckigen Zellen. Ich ließ mich belehren, daß die zahlreichen kleinen für die Arbeiterinnen, die größeren für die Herren, die Drohnen, bestimmt waren. Eine

noch größere Würde später, wenn der Stock bewohnt war, von den unermüdlichen Arbeiterinnen für die Königin noch hergestellt werden.

Das Bienenvolk besteht aus drei Kategorien, der Königin, den Arbeiterinnen und den Drohnen. Die Königin ist etwas heller, bernsteinfarbig, als die anderen Bienen, hat kleinere Flügel und einen kleineren Leckrüssel. Einen Stachel hat sie wie die anderen, macht aber nicht leicht Gebrauch davon. Die Arbeiterinnen sind in überwiegender Zahl vorhanden, und mit Recht; denn sie sind die Haushälterinnen, Wächterinnen und Sammlerinnen des ganzen Stockes. Daß sie stechlustig sind, wer kann es ihnen verargen; müssen sie doch für das Haus sorgen und es bewahren. Die dritte Kategorie sind die Drohnen, die Männchen, die keine andere Aufgabe haben, als die Königin zu befruchten. Sobald dies geschehen ist, werden sie von den Arbeiterinnen zu Tode gedrückt und über Bord geworfen, das heißt durch das Flugloch hinausgeschoben; denn sie sind jetzt unnütze Knechte, die nichts anderes tun, als den Honig fressen, den jene eingetragen haben. Sie können sich auch kaum wehren; denn sie sind feist, plump, unbeholfen und stachellos.

Der Bienenstaat steht auf monarchischer Basis, und es tut mir leid zu sagen, daß das Volk servil ist. Alles dreht sich um die Königin. Später, als wir schon längere Zeit Bienenzucht getrieben hatten und ich mich

getraute, mit einer Bienenkappe wohl ausgerüstet, in einen bewohnten Kasten hineinzuschauen, sah ich, wie die Arbeiterinnen der Königin huldigten. Eine Anzahl Bevorzugte standen im Kreis um sie herum, die Köpfe nach ihr gewendet, die Hinterleiber nach außen gekehrt; es schien mir, sie haben Fühlung miteinander. Vielleicht hielten sie Cercle ab, wie es an den Höfen Brauch sein soll.

Die Königin hat aber auch eine Bedeutung, wie sonst keine Königin der Erde; denn sie ist die leibliche Mutter des ganzen Volkes. Sie ist das einzige vollkommen entwickelte Weibchen und befruchtungsfähige Wesen des ganzen Staates. Ein Strahl der Schöpfungskraft, der Leben schafft, ist auch in ihr. An einem schönen Frühlings- oder Sommertag, wenn die Kräfte der Erde tätig sind, schwillt und drängt es in ihr; sie verläßt ihre Wohnung und erhebt sich zum Hochzeitsflug, gefolgt und umschwärmt von den Drohnen. Gewiß wählt sie unter ihren Bewerbern den schönsten, kräftigsten, gesündesten, den Helden des Schwarmes, zum Gatten und Stammvater des Volks. Hoch oben in den Lüften, in Wärme und Licht geschieht die Vereinigung, als Mittel zum Zweck nur einmal in ihrem Leben; denn das Männchen stirbt gleich nach der Begattung. Die Königin ist aber für immer befruchtet und kehrt in den Kasten zurück. Sie hat nun eine ungeheure Aufgabe

zu erfüllen; sie muß ein ganzes Volk schaffen. Was empfindet sie dabei? Eine erhöhte Daseinsfreude oder die Pein eines zwingenden Schaffensdranges? Wer kann es wissen? Ihre Arbeit beginnt. Sie geht von Zelle zu Zelle und läßt in allen ein Ei zurück, manchmal bis dreitausend an einem Tag. Ja, es ist ihr gegeben, im Laufe eines Jahres zweihunderttausend Eier zu legen, somit mehrere Schwärme vorzubereiten. Jedes Ei braucht zu seiner Entwicklung einundzwanzig Tage; aus dem Ei entsteht eine häßliche Made, die von den schon vorhandenen Bienen mit Blütenstaub gefüttert und überdeckelt wird. Am einundzwanzigsten Tage beißt sie sich durch den Deckel und präsentiert sich der Welt als schöne Biene. Der Schwarm scheint zu wissen, daß er ohne eine eierlegende Königin aussterben würde. Kommt diese um, so schaffen sich die Tierchen durch Zucht eine andere, indem sie einer Arbeitermade, die aber nicht älter als drei Tage sein darf, Königsfutter bringen und ihre Arbeiterzelle durch Einreißen der Nachbarzellen zum Königspalast erweitern. Diese ist wieder eine echte Königin, welche die Abgegangene ersetzt, und die Bienen erweisen ihr dieselbe Ehre wie der ersten. Es gibt aber auch falsche Königinnen, nämlich eierlegende Arbeiterinnen, welche freilich nur Drohneneier legen, die nicht viel taugen. Sie erlangen aber niemals die Fähigkeit der Be-

fruchtung und werden auch nie von den Männchen gesucht.

Daß die Bienen nicht um ihrer schönen Augen, sondern um des süßen Honigs willen, gepflegt werden, braucht nicht erst gesagt zu werden. Sie saugen mit ihrem Rüssel den Honig aus Baum- und Blumenblüten und legen ihn in die Zellen. Wenn diese gefüllt sind, machen sie einen Wachsdeckel darüber. So bilden sie Vorratskammern für den Winter. Aber o, diese Menschen! Sobald eine Wabe voll ist, wird sie vom Raben-Bienenvater sachte aus dem Stock geholt und in die Schleudermaschine gestellt. Diese saust herum; die Wabe ist geleert und wird sorgfältig den ahnungslosen Bienen zum Füllen wieder gegeben.

Und sie tun es. Es ist ganz unglaublich, welche Massen der süßen, zähen Flüssigkeit die Tierchen zusammmentragen. Man spricht von ein bis fünfzehn Kilo per Stock und darüber. Freilich muß man ihnen in schlechten Jahrgängen vom Überfluß, den man ihnen in guten geraubt hat, wieder geben. Auch gibt es schwache Völker, die nicht genug für den eigenen Bedarf sammeln; diese muß man füttern. Die Rente ist daher nicht so groß, wie man denkt. Indessen, besitzt man einige Stöcke, so kann man darauf rechnen, daß man sein Frühstücksbrot immer mit Honig bestreichen darf. Der Honig hat den Geschmack der Blütennahrung. In

unserer Gegend schmeckt er nach Maronenblüte, ist kräftig und pikant, manchmal bitterlich süß. Der feinste ist der Alpenhonig.

Die Vermehrung der Völker geschieht durch Schwärme. Wenn ein Stock stark bevölkert und eine neue Königin im Anzuge ist, sammelt die Königinmutter einen Teil ihres Volkes und zieht aus, eine neue Behausung zu suchen, der werdenden die alte überlassend. Gewöhnlich setzt sie sich auf den nächsten Baum, wo der Schwarm vom Züchter gefaßt, nämlich in einen eigens dazu gemachten Beutel sachte geschüttelt und in einen mit Waben schon ausgerüsteten Kasten gestellt wird. Manchmal hat aber der Schwarm den Zug ins Weite; dann ist es schwer, ihn zurückzuhalten, und man hat das Nachsehen.

In jedem lebenden Wesen lebt der Trieb zur Erhaltung der Rasse; aber so stark wie im Bienenvolk ist er wohl selten ausgebildet. Die Rasse allein gilt; das Individuum zählt nicht. Alle für einen, einer für alle ist die Devise jeder braven Biene. Der Opfertod zum Wohle des Ganzen versteht sich von selbst. Ein verdächtiges Wesen, Mensch oder Tier, naht dem Stand; flugs sitzt ihm ein Stachel im Fleisch. Die Biene aber, die ihn zurückgelassen hat, stirbt an der Wunde. Das Männchen, das die Königin befruchtet, wird durch den Akt verstümmelt und stirbt daran. Die

Drohnen, die als überflüssig betrachtet werden, werden zu Tode gedrückt und wehren sich kaum. Was empfinden alle bei diesem Sterben? Lust, Freude, Schmerz? Wer kann in die Psyche eines Bienenvolkes dringen?

Je länger ich die Bienen beobachtete, desto merkwürdiger fand ich ihr Leben und Treiben. Ich war mit der Liebhaberei meines Sohnes ausgesöhnt und versprach sogar, ihm zu helfen.

Das nächste Jahr war die brennende Frage: Gibt es Schwärme oder gibt es nicht?

„Es gibt“, versicherte mein Sohn; „die Völker sind sehr schön.“

Eines Tages waren wir in großer Erwartung. Ein Kasten war überfüllt, und die Bienen waren so lebhaft, daß sie sich sicher zum Abzug rüsteten.

„Heute kommt mir der Schwarm unerwünscht“, sagte mein Sohn ärgerlich; „ich wäre so gern dabei gewesen, und nun habe ich eine Schreiberei, die ich um drei Uhr auf die Post geben muß.“

Ich war froh darüber; denn ich wollte ihm zeigen, daß ich zu etwas nütze sei. „Wenn es nur das ist, so habe keine Sorge“, erwiderte ich; „ich werde für dich aufpassen, und es soll uns kein einziges Bienchen entgehen.“

Schon am Vormittag setzte ich mich in gehöriger Entfernung dem Bienenstand gegenüber und behielt das

Flugloch im Auge. Ich verließ meinen Posten auch zu Mittag nicht, sondern ließ mir das Essen dorthin bringen. Nach Weisung meines Sohnes sollte ich bis drei Uhr ausharren, dann war ich erlöst; denn später ziehen keine Schwärme mehr aus.

„Wahrscheinlich“, fügte er noch hinzu, „ist die Königin vernünftig und setzt sich mit ihrem Schwarm auf das Bäumchen dort; zeigt sie aber Lust, über die Gartenmauer hinauszufliegen, so läute mit dieser Glocke, und ich komme sofort.“ Dabei stellte er eine große Kuhglocke neben mich auf den Boden.

Nachmittags waren die Bienen sehr unruhig, kamen in Scharen heraus, ballten sich vor dem Flugloch zu einem Klumpen zusammen und flogen wieder auseinander. Ich war aufgeregt und sah oft auf die Uhr. Es verging eine Viertelstunde und noch eine; endlich war es drei Uhr, und die Bienen waren ruhiger geworden; ich sah fast keine mehr. Ihre Stunde war also noch nicht gekommen. Enttäuscht gab ich meinen Posten auf, verließ durch ein Türchen, das in den Kastanienwald führte, den Garten und trat hinaus, um in der Einsamkeit meinen Ärger zu überwinden.

Hier war es herrlich. Hoch über mir schlangen sich die Kronen riesiger Kastanienbäume zu einem domartigen Gewölbe zusammen; darunter war es feierlich still. Kein Mensch ringsum. Man fühlte das Weben und Brauen

der Sommerfäfte; Insekten schwirrten in der Luft herum; eine grüne Eidechse sonnte sich auf einem Stein; der ganze Wald war vom süßlichen Duft der Kastanienkätzchen erfüllt. Ein wahres Eldorado für die Bienen, dachte ich und setzte mich zu der Eidechse, die mir schleunigst Platz machte. Da horch, ein liebliches Summen, wie von einer fernen, fernen Mandoline. Über mir schwebte eine kleine Wolke wie ein golddurchwirkter Schleier, wie eine Welle von flüssig gewordenen Bernsteintropfen; im Streiflicht der Sonne unterschied ich zarte Flügelchen, Bienenkörperchen mit ihren bernsteinfarbenen Ringen.

„Der Schwarm, um Gotteswillen, der Schwarm.“ Ich sprang auf und rief aus Leibeskräften: „Halt, halt.“

Der Schwarm hob sich höher und höher, flog an Baumkronen vorüber, verschwand hinter diesen und kam an lichten Stellen wieder zum Vorschein; mit Mühe gelang es mir, ihn im Auge zu behalten. Ich lief ihm lange nach über Stock und Stein, über Baumwurzeln und Mäuerchen, immer rufend und drohend: „Halt, halt.“ Und wie zum Hohn antwortete er mir mit der sanften Mandolinemusik. Und endlich standen wir beide an der Felsenwand still, die hinter unserem Dorf aufsteigt, ich am Fuß, der Schwarm hoch oben, und ich mußte tatenlos zusehen, wie er immer kleiner und

kleiner wurde, bis er in einer unzugänglichen Felsenspalte vollends verschwand; er hatte seine Wohnung gefunden.

Verwirrt und beschämt kehrte ich nach Hause zurück. Mein Sohn kam eben von der Post. „Und nun?“

„Das hast du von deinem Bienenkurs“, sagte ich gereizt; „die Bienen sind lange nach drei Uhr fortgeflogen; ich habe bis drei Uhr gewartet.“

„Wie so bis drei Uhr, liebe Mutter? Deinem Aussehen nach hast du schon eine lange Wanderung gemacht.“

„Freilich. Ich bin dem Schwarm bis zur Felswand gefolgt. Hole ihn von dort herunter, hundert Meter hoch, wenn du kannst.“

„Aber liebe Mutter“, erwiderte er nach einigem Nachdenken mit einem Lächeln, „du klagst immer, daß deine Uhr vorgeht; sollte sie dir heute nicht einen Pöffen gespielt haben?“ In diesem Augenblick schlug es vom Turm drei Uhr; die meinige zeigte auf vier. „Also hast du um zwei Uhr deinen Posten verlassen“, fügte er zum Überfluß noch hinzu.

Seit diesem Fiasko überlasse ich die Züchterei meinem Sohn und befaße mich nur mit der Ernte.

## Die Bienen von Plurs.

Am 1. September des Jahres 1618 wurden die Bewohner von Castasegna durch eine eigentümliche Erscheinung überrascht. Die Luft war voll von Bienenschwärmen. Bienenschwärme im Herbst, wo es keine Schwärme mehr gibt und die Tierchen sich für den Winter vorbereiten? Die Bienenzüchter schauten in ihren Körben nach; ihre Bienen waren ruhig, und es zeigte sich keinerlei Unordnung. Und immer mehr Bienenschwärme zogen von Süden herauf, wie kleine goldene Wolken in der Sonne leuchtend, in sanften Mandolinentönen summend und surrend, hin- und herschwenkend, als ob sie eine Heimstätte suchten. Sie flogen in die Kastanienbäume, klammerten sich an Hausgiebel, krochen in die vorhandenen Stöcke; und überall Bienen und überall Bienen. Woher kamen diese Schwärme?

Sie kamen von Plurs. Plurs, Piuro lag im Tal Bergell, zwei Stunden von Castasegna entfernt. Es hatte seinen Namen von *plorare*, weinen, weil es schon zweimal durch den Bergsturz des Conto untergegangen war. Plurs war, obwohl nur eine kleine Stadt, durch seinen Handel und seine fabelhaften Reichtümer im In- und Auslande berühmt. Ein altes Bild zeigt das Städtchen, wie es kurz vor seinem Untergang war.

Große Paläste erhoben sich teils aus weitläufigen Gärten, teils schauten sie von sanften Erhöhungen herunter. Mit den Palästen wechselten Weinberge und Maulbeeranlagen ab; dazwischen wanden sich breite Straßen am Monte Conto hinauf, der zu einem großen Park umgewandelt und von reichgeschmückten Gartenhäusern gekrönt war.

Diese kleine Oase des Glücks erhielt einen passenden Abschluß durch ihre Umgebung. Sie wurde im Halbkreis von einer Kette großartiger Berge eingeschlossen, deren Fuß ein Kastanienwald schmückte; weiter oben umgürtete ein breiter Streifen von Tannengrün die Riesenleiber der Berge, die ihre gezackten Felsenkronen in die tiefe Bläue des italienischen Himmels tauchten.

Aber im Hintergrunde des Städtchens erhob, ringsum von vorzeitlicher Flut ausgewaschen, vereinzelt, wie von der Schar seiner Riesenbrüder ausgestoßen, drohend und unheilverkündend, der Monte Conto seinen Gipfel. Der Volksmund erzählt, daß die Üppigkeit und Genußsucht der Plurser den Zorn des Himmels herausforderten und die Strafe unausbleiblich war.

Seit acht Tagen hatte es unaufhörlich geregnet; von den Bergen stürzten reißende Bäche; unterhalb Plurs ging ein Bergbach nieder. Solche Erscheinungen waren aber in dem engen, von himmelhohen Bergen eingeschlossenen Tal schon oft dagewesen und erregten

keine Besorgnisse. Der Monte Conto stand scheinbar felsenfest und unerschütterlich; aber Hirten, die auf seiner Höhe ihre Herden hüteten, bemerkten Risse im Rasen, die sich immer mehr erweiterten; oft glaubten sie ein Zittern unter ihren Füßen zu verspüren; ihre Herden waren unruhig und gerieten bisweilen in wilde Flucht.

Und die Bienen, die Bienen von Plurs schienen toll geworden zu sein. Die Völker stürzten aus ihren Körben, erhoben sich hoch über das Städtchen, flogen kreuz und quer bis zu den gegenüberliegenden Bergen, kehrten wieder zu den Körben zurück und flogen abermals aus. Und endlich nahmen sie den Flug nach dem oberen Bergell und wanderten in den Lüften zwei Stunden lang bis Castasegna.

Die Bienen von Plurs waren klüger als die Menschen. Mit ihren feinen Sinnen fühlten sie die beginnende Bewegung des Monte Conto und entzogen sich dem Lebendigbegrabenwerden durch die Flucht.

Die Menschen blieben sorglos. Der 4. September war ein Tag der Freude; eine Hochzeitsfeierlichkeit verband zwei der vornehmsten Geschlechter miteinander. Der Himmel selbst schien sich zum Feste zu schmücken; die Wolken verzogen sich, und an seinem azurblauen Gewande glänzte gegen Abend die silberne Mondsichel. Das Ave rief zum Gebet. Da neigte sich auf einmal der Gipfel des Monte Conto; ein Krachen ließ sich

hören, als ob des Himmels Gewölbe selbst einstürzte; zugleich trat tiefe Dunkelheit ein, die minutenlang von fliegenden Feuersäulen durchleuchtet war. Plurs war untergegangen. Die Bienen von Plurs waren gerettet. Sie wurden in Castasegna gefaßt, kultiviert und pflanzten sich da fort.

Begenwärtig ist jede Spur der Stadt Plurs verschwunden. Der Boden ist ausgeebnet und zu einem Stück blühenden Kulturlandes umgeschaffen; Weinberge wechseln mit Kastanienbäumen ab, hinter welchen sich da und dort ein Hüttchen verbirgt. Vögel fliegen singend über die Stätte des Brauens hin, und die Bienen von Plurs, wie die Gegend noch immer heißt, tummeln sich summend und surrend durch das üppige Grün und saugen aus den Blumen des großen Kirchhofs ihre süße Nahrung.

## Lydia.

Mein Vetter Milani fuhr jede Woche in Geschäften vom Engadin nach Chiavenna. Wenn die Pferdglöckchen klingelten, traten wir immer ans Fenster, um ihn und auch das Pferd zu grüßen. Das Pferd, Lydia hieß es, hatte es uns angetan. Es hatte einen durchaus zierlichen Gang, lebhaftes Augen und schöne Ohren, die es freundlich bewegte, wenn man sich ihm näherte. Ihm eigentümlich waren zwei weiße Tupfen über den Augen, die es unter allen andern Pferden kenntlich machten. Milani behauptete, Lydia sei gefallsüchtig. Unter der Kutsche wisse sie, daß sie bemerkt werde, und tänzle wie ein kokettes Mädchen einher; unter dem Lastwagen sei sie die brave Hausfrau, die keinen andern Gedanken hat, als ihre Pflicht zu erfüllen. Zu Hause war Lydia, wie fast alle Pferde auf dem Lande, das Mädchen für alles. Sie war Kutschpferd, pflügte den Acker, zog den Düngerkarren und brachte das Heu herein.

Wir hatten nie etwas anderes als Gutes von Lydia gehört und waren nicht wenig erstaunt, als Milani eines Tages mit einem andern Pferd einherfuhr. Er sah grüßend und mit einem Lächeln zum Fenster hinauf, als ob er sagen wollte: „Gelt, das hättest du nicht erwartet.“ Als er auf seiner Rückkehr von Chiavenna

vorsprach, befragten wir ihn natürlich gleich über die Ursache des Pferdewechsels. Er sagte, Lydia sei kein eigentliches Bergpferd, wie es ihm bei seinen vielen Bergfahrten notwendig sei. Sie sei zu sanguinisch, nehme einen heftigen Anlauf, daß man sie kaum im Zügel halten könne, und erlahme hintendrein; auch habe sie beim Steigen Atemnot. Hingegen unter einer schweren Last, die gleich anfangs ihren Übermut niederhalte, sei sie gut, und deswegen habe er sie einem Landwirt verkauft.

„Ist sie aber auch in guten Händen?“ fragte ich.

„Ja so.“ Milani hatte offenbar bis jetzt nicht darüber nachgedacht. „Warum sollte sie nicht in guten Händen sein?“ erwiderte er nach einigem Besinnen. „Wenn sie nicht gut gepflegt wird, leistet sie auch nicht viel; das weiß ja jeder Landwirt.“

Wir waren damit zufrieden.

Pferde sind schnell vergessen. Nach kurzer Zeit dachten wir nicht mehr an Lydia. Einige Jahre darauf fuhr ich im Postwagen durch das Bergell. Wir begegneten einem Lastwagen, der mit Kies beladen war. Der Wagen war von einem artigen Pferd gezogen, das mir bekannt vorkam.

„Lydia“, rief ich überrascht zum Fenster hinaus.

Das Tier bewegte freundlich die Ohren, und es schien mir, es drehe den Kopf nach mir um. Aber als ich genauer hinsah, bemerkte ich, daß es grob-

knochig war, übermäßig starke Füße und eine schmutzige Farbe hatte. Also hatte ich mich geirrt, das war nicht die feine Lydia. Das nächste Mal, als ich meinen Better sah, fragte ich ihn, ob Lydia noch bei ihrem ersten Käufer sei. Er verneinte und sagte, sie habe schon mehrere Herren gehabt; gegenwärtig sei sie im Besitze eines Fuhrmanns.

„Also war sie es doch“, rief ich bedauernd und erzählte ihm von meiner Begegnung. „Sie ist aber ganz vergrößert.“

„Das macht die schwerere Arbeit.“

„Wie, ist sie denn um eine Stufe gesunken?“

„Allerdings.“

„Aber das ist traurig.“

„Pferdelos, das läßt sich nicht ändern.“

Damit war Lydia für mich zum zweitenmal abgetan, und ich dachte wohl ein Jahrzehnt lang nicht mehr an sie.

An einem Sommertag begab ich mich auf unseren Zollplatz, um Hühner zu kaufen. Jeden Samstag führte ein Gemüsehändler mit einem Wägelchen, dem ein elendes Pferd vorgespannt war, Hühner, Gemüse und Obst von Chiavenna ins Bergell herauf. Vor dem Zollhaus machte er immer einen längeren Aufenthalt, teils um seine Waren zu verzollen, teils um sie uns Hausfrauen zu verkaufen. An jenem Tag war der

Platz sehr belebt. Der Fremdenstrom nach dem Engadin war im vollen Gange und dem entsprechend die Zufuhr von Lebensmitteln aus Italien. Ganze Reihen von Wagenladungen standen da, und auch viele Kutschen mit Fremden; dazwischen gingen Zollbeamte, Grenzwächter und der Grenztierarzt geschäftig hin und her und verrichteten ihre Obliegenheiten. Die Dorfjungen wanden sich lärmend und wichtigtuend durch alles hindurch und vertrieben mit Kastanienzweigen die Bremsen von den Pferden, wobei die schönsten und kräftigsten am meisten berücksichtigt wurden. Das Wägelchen des Gemüsehändlers stand etwas abseits fast an die Mauer gedrückt; das Pferdchen wurde von niemand beachtet und war rücksichtslos den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Die Bremsen, die von den schönen Pferden vertrieben wurden, taten sich an seinem wehrlosen Leib gütlich, so daß da und dort das Blut an ihm herunterrieselte. Ich hatte eben ein halbes Duzend Hühner gekauft, die meine Magd in Empfang genommen und je drei und drei an den Beinen fassend, mit abwärtshängendem Kopf davontrug, als Milani vorbeifuhr.

„He da, was ist das für eine Tierquälerei?“ rief er halb im Scherz, halb im Ernst zu mir herüber. „Bist du nicht im Tierschutzverein, Silvia?“

„Es sind nur ein paar Schritte bis zu unserem Haus“, erwiderte ich verlegen.

Er stieg aus. „Und was ist das für eine andere Tierquälerei?“ wiederholte er zum Händler gewendet. „Wie viele Hühner habt Ihr in jedem Korb?“

„Ich weiß es nicht genau“, erwiderte dieser ausweichend.

„Begreift Ihr nicht, daß sie einander fast erdrücken und vor Hitze ersticken?“

„Wenn es zu viele sind, so kaufen Sie mir ein Duzend ab“, sprach der Händler keck. Alles lachte.

„Ich will Euch etwas sagen, Mann“, sprach Milani scharf. „Ein anderes Mal tut Ihr nur die Hälfte Hühner in die Körbe. Erwische ich Euch wieder mit vollgepfropften Körben, so verklage ich Euch beim Tierchutzverein, dessen Mitglied ich bin; dann werdet Ihr bestraft.“

Der Tierarzt stand am Wagen und hatte die Augen auf das Pferd gerichtet. „Wenn Sie den Mann wegen Tierquälerei verklagen wollen“, mischte er sich ins Gespräch, „so berücksichtigen Sie zuerst das Pferd.“

„Das Pferd hat es nicht schwer“, erwiderte Milani, der nur mit den Hühnern beschäftigt war; „die Passagiere sind ja federleicht.“

„Hü“, schrie der Händler und ließ die Peitsche auf das Pferd fallen. Dieses machte den Versuch zu ziehen, blieb aber stecken. „Hü“, wiederholte er ungeduldig und schlug es um den Kopf; der Wagen rückte nicht von der Stelle.

„Das Pferd ist am Zusammenbrechen“, mahnte der Tierarzt. „Spannt es los; führt es in den Stall und laßt es ruhen; sonst verendet es hier.“

„Es wäre kein Schade um die Schindmähre“, sagte der Händler zornig. „Wenn ich nur ein anderes Pferd bekäme.“

Ich horchte nur mit halbem Ohr hin; denn meine Aufmerksamkeit wurde durch einen kleinen Vorfall in Anspruch genommen, den außer dem Händler und mir niemand beachtete. Ein Dorfjunge stand am Wagen, warf lüsterne Blicke nach einem Fruchtkorb und versuchte mit seinem Taschenmesser ein Stäbchen loszuschneiden, um eine Orange zu erwischen. Der Händler, der scheinbar nur mit Milani und den Hühnern beschäftigt war, versetzte ihm plötzlich einen Schlag auf die Hand, daß ihm das Messer entfiel. Der Junge wurde blutrot und spie Gift. Er hob das Messer auf, entfernte sich aber nicht vom Wagen, und ich merkte, daß er die böse Absicht hatte, die Hühner zu verletzen, um sich zu rächen. Da es ihm nicht gelang, begnügte er sich mit weniger. Unter den Hühnerkörben war eine dicke Lage von Sacktuch ausgebreitet, um jene vor zu heftigem Schütteln zu schützen. Er bohrte sein spitziges Messer hinein und krach, klaffte ein langer Riß im Zeug. Was kam zum Vorschein?

„Schmuggel“, rief der Schlingel über den Platz hin,

„Schmuggel, Schmuggel, Schmuggel!“ Sofort stürzten ein paar Grenzwächter auf den Wagen zu und verlangten, daß die Körbe abgeladen werden. In mehrfacher Sackleinwand gut eingepackt kamen zwei dünne, aber sehr schwere Marmorplatten zum Vorschein. Der Mann wurde sofort ins Bureau zur Verantwortung abgeführt. Was drinnen geschah, weiß ich nicht; wahrscheinlich wurde ihm eine schwere Geldstrafe in Aussicht gestellt. Der Tierarzt wandte sich an die Umstehenden. „Das sind die federleichten Passagiere des armen Pferdes“, sagte er, auf die Marmorplatten zeigend; „die geben ihm den Rest.“

Milani wandte sich in einer Anwendung von Reue zum Pferd und strich ihm sanft über den mageren Rücken. „Ja, es ist wirklich ein elendes Tier, und doch ist es nicht schlecht gebaut und war einst gewiß ein schönes Pferd.“

„Ja“, sprach der Tierarzt. „Schlechte Nahrung, Schläge und Überbürdung haben es so weit gebracht. Ich kenne es schon lange; jetzt ist es durch und durch tuberkulös und hat an einer sehr empfindlichen Stelle ein böses Geschwür. Ein Schuß wäre eine Wohlthat für das Tier.“

Milani besichtigte es genauer und stutzte. Über den Augen, vor der unordentlich gehaltenen Mähne halb verdeckt, standen ihm zwei eigentümlich geformte Tupfen,

die sonst bei Pferden nicht vorkommen. Er schob das Mähnenhaar ganz zurück und rief wie im Schrecken: „Lydia!“ Das Pferd hob ein wenig den Kopf, bewegte freundlich die Ohren, und in dem matten Auge schien ein verständnisvoller Strahl aufzuleuchten. Es wollte offenbar antworten; aber seine kranke Lunge brachte kein freudiges Wiehern hervor; es war nur ein Wimmern.

Ich stand ganz starr neben Milani und fand kein anderes Wort als: „Arme Lydia, arme Lydia.“ Denn auch ich erkannte sie jetzt nicht nur an den zwei Tupfen, sondern auch an ihrem sanften Blick und an der Bewegung der Ohren.

Die Umstehenden sahen uns fragend an, und wir erzählten ihnen die Geschichte des Pferdes. Nun fand es auf einmal Beachtung; ein großes Bedauern mit seinem traurigen Los wurde laut; jedermann streichelte es, gab ihm gute Worte, und die Knaben eilten herbei, vertrieben ihm mit Kastanienzweigen die Bremsen und wuschen ihm die Wunden mit kaltem Wasser. Der böse Junge aber schimpfte furchtbar auf den Händler.

Milani ging eine Weile nachdenklich hin und her; dann blieb er vor dem Tierarzt stehen und fragte: „Sie sagen, ein Schuß wäre eine Wohltat für das Pferd?“

„Gewiß; das gegenwärtige Aufklackern der Lebens-

kraft wird bald einer nur um so größeren Erschöpfung weichen; es ist verloren.“

Jetzt kehrte auch der Händler aus dem Bureau zurück.

„Wie viel verlangt Ihr für das Pferd?“ wandte sich Milani an ihn.

Der Händler hatte durch die Entdeckung des Schmuggels nichts von seiner Unverschämtheit eingeübt. „Hundert Franken“, erwiderte er frech.

„Ihr seid verrückt“, sprach der Tierarzt dazwischen. „Das Pferd ist nicht mehr wert, als seine arme Haut einträgt.“

Milani zog eine Hundertfranken-Banknote hervor, gab sie dem Händler und befahl: „Führt das Pferd in den Stall; gebt ihm Hafer, so viel es mag, und reinigt es.“

Der Händler spannte mit zufriedener Miene das Pferd los. Nie werde ich den Blick der armen Lydia vergessen, den sie auf uns zurückwarf, als sie sich wieder in den Händen ihres Peinigers befand; so viel Traurigkeit, Furcht und Resignation lag darin. Auch Milani verstand ihn, führte sie selbst ab und besorgte sie.

Einige Stunden später standen viele Neugierige auf dem Platz; denn es war bekannt geworden, daß Milani das Pferd gekauft hatte, um es durch Erschießen von seinen Qualen zu befreien. Auch ich begab mich dorthin, um Lydia noch einmal zu grüßen.

Sie wurde aus dem Stall geführt und schien wie neugeboren; sie war reinlich, sah frei herum, ja sie versuchte einen tänzelnden Gang. Wieder wurde sie gestreichelt, gerühmt, bedauert.

„Führt sie dort unter jenen Baum“, befahl Milani. Es geschah. Viel Volk folgte ihr, teils aus Teilnahme, teils aus Neugierde. Die Knaben drängten sich an sie heran und wehrten ihr mit Kastanienzweigen die Bremsen, und der Todesgang der armen Lydia glich fast einem Hochzeitszug. Ich eilte nach Hause, schloß das Fenster und hielt mir die Ohren zu. Dennoch hörte ich einen dumpfen Knall.

Einige Minuten später trat mein Sohn ins Zimmer und sagte: „Milani hat gut gezielt. Lydia hat ihr armseliges Leben beendet.“

## Stille Fahrt.

Doktor Berra war sehr aufgeräumt, als er sich von seinen Verwandten in Splügen verabschiedete. Er war vor acht Tagen über den Splügen hergefahren und wollte nun nach Castasegna ins Bergell zurückkehren. Die Fahrt über den Berg war bei schönem Wetter herrlich gewesen. Unterdessen war reichlicher Schneefall eingetreten, und es war auch heute nicht klar. Die Mahnung seiner Verwandten, besseres Wetter abzuwarten, wies der Doktor mit dem Bemerkn zurück, wo die Post durchkomme, komme er mit seinem Fuchs auch durch; übrigens habe er den Seinigen seine Ankunft schon angezeigt; heute werde er in Campodolcino übernachten und morgen bei ihnen sein. Fuchs, der acht Tage bei Ruhe und reichlich Hafer ein wenig übermütig geworden war, tänzelte vor Freude, als er angespannt wurde. Der Doktor stieg ein, zog seinen Mantelkragen in die Höhe, schwenkte noch einmal seine Pelzmütze gegen die Umstehenden, sprach rechts und links ein kräftiges „auf Wiedersehen“, und der Schlitten setzte sich in Bewegung. Zuerst fuhr er über die eiserne Brücke, unter welcher der blaue Hinterrhein zwischen verschneiten Ufern sich wie ein dunkles Band hindurchwand; dann begann die Steigung. In vielen Kehren hob sich die Straße höher und höher in die Gebirgs-

welt hinauf. Auf beiden Seiten war sie von frisch-gefallenem meterhohem Schnee eingemauert; darüber hinaus ragten schwarze Tannen, die unter der Schneelast zusammenzuknicken schienen. Immer öder, immer unwirklicher wurde die Gegend; da und dort eine Alpehütte, aus der kein Rauch emporstieg; da und dort eine Schneewehe, unter der zersplitterte Baumäste hervorragten; da und dort eine gefallene Tanne; sonst Starrheit und Leblosigkeit ringsum.

Da sieh, in der Ferne tauchte auf der weißen Straße ein schwarzer Punkt auf, der näher kam und größer wurde. Ein Mensch in der Einöde, ein Weger, der die Reisenden des Hochgebirgs an die belebte Welt erinnert und allen eine hochwillkommene Erscheinung ist. Der Doktor kannte ihn; denn er war ihm auf seinen Bergfahrten oft begegnet. Er trieb seinen Fuchs zu rascherem Schritt an und löste den Riemen mit der Kognakflasche von seinem Hals. „Guten Tag, Weger“, grüßte er freundlich, als er ihm nahe war. „Schwere Arbeit diese Woche, nicht wahr?“

„Es geht an, Herr Doktor; man ist es so gewohnt“, erwiderte der Weger gleichmütig.

„Einen Schluck, Weger?“

„Gerne.“

Der Doktor reichte ihm die Flasche; der Weger tat einen tüchtigen Schluck daraus und gab sie zurück;

der Doktor tat einen andern; der Weger griff zu seiner Schaufel, der Doktor zum Zügel, vorwärts. Aber der Weger ließ die Schaufel wieder sinken und schaute dem Schlitten nachdenklich nach; der Doktor war heute so sonderbar rot, und seine Stimme hatte einen so fremden Klang; war er es, oder war er es nicht? Ja, er war es; er sah noch einmal zurück und grüßte mit der Hand.

Die Stunden vergingen; langsam ohne Unterbrechung klonm der Weg höher und höher am Berghaus vorüber, durch eine langgemauerte Galerie, bis zur Paßhöhe 2117 Meter über Meer. Endlich!

Hier begann italienisches Land, aber nicht das, wo die Zitronen blühen; denn hier bringt die Natur nichts mehr hervor. Im Sommer ist die weitgedehnte Paßhöhe eine graue Wüste, im Winter eine weiße Einöde, von keinem fahlen Baume, keinem dürren Busch, keinem Wahrzeichen eines lebenden Wesens unterbrochen. Die Einsamkeit schreitet über das Schneefeld, an ihrer Seite der Tod; der Wind, der darüber weht, ist vielleicht der Sterbeseufzer der Abgeschiedenen, die hier umkamen. Ja, hier schwingt Herrscher Tod sein weißes Zepter, und die Bergriesen ringsum, die mit starren Augen auf den Paß niederschauen, wie auf Beute lauernd, sind seine Adjutanten. Wer unbewehrt in ihren Bann gerät, ist ihnen rettungslos verfallen.

Aber der Mensch ist nicht unbewehrt; mit einer kühnen Kunststraße hat er durch den Schnee- und Eiswall eine Bresche geschlagen; mit klingendem Spiel ziehen die Postpferde hindurch; die kleinen Menschen in den geschützten Schlitten überlisten die Riesen des Hochgebirgs und sind stärker als der Tod. So dachte der Doktor jedesmal, wenn er bei Schneewetter über den Splügen fuhr; so dachte er wohl auch heute. — Ganz anders dachte Fuchs, als er die Paßhöhe erreichte. Er hatte schon oft den Weg gemacht und wußte, daß die größte Arbeit für ihn überwunden war. Es ging nun abwärts der Wärme entgegen. Das Ziehen des Schlittens war ein reines Kinderspiel, und er brauchte gar nicht mehr daran zu denken. So verfiel er gleich in einen gemütlichen Trott und kam nach einer Viertelstunde an einer gemauerten Hütte vorbei, die bei Sturmweather den Wegern als Zufluchtsstätte dient. Es muß schlimm aussehen, wenn die wetterharten Männer sich in ihren Schutz begeben sollen. Jetzt stand einer von ihnen mit seiner Schaufel in grauer Joppe und hochgehenden Gamaschen, an welchen der Schnee hartgefroren war, davor und schaute prüfend zum Himmel auf. Fuchs blinzelte nach ihm hinüber, als ob er sagen wollte: Heute bekommst uns nicht, mein Freund, und beschleunigte seinen Trott, um ja nicht aufgehalten zu werden; und der Doktor fand in der That nicht Zeit,

dem Mann die Kognakflasche hinauszureichen. Das vorläufige Ziel von Fuchsens Sehnsucht war die italienische Zollstätte, die auch bald erreicht war; hier fand er, was er erwartete, zwischen einem Komplex von sechs Gebäuden einen luftgeschützten, bedeckten Gang mit etwas Wärme. Doktor Berra stieg ab, bedeckte Fuchs mit einer Decke und ließ ihm Futter reichen. Er selbst begab sich ins Restaurant. Der Wirt, der ihn gut kannte, begrüßte ihn und sah ihn dabei sonderbar an; dann fragte er zögernd, ob ihm etwas fehle.

„Ja“, erwiderte der Doktor lachend. „Ein gutes, warmes Essen fehlt mir.“

Dieses wurde ihm sofort gebracht. Der Doktor aß etwas; dann stand er auf und machte ein paar Gänge durch das Zimmer.

„Ich glaube, Sie sind heute nicht ganz wohl, Herr Doktor“, sagte der Wirt wieder, indem er ihn mit den Augen begleitete; er bemerkte, daß er einen schwankenden Gang hatte.

„Pah,“ erwiderte der Doktor leichthin, „ich habe einen meiner gewohnten Schwindelanfälle; es ist nichts anders.“

„Dann täten Sie besser, da zu bleiben.“

„Davon kann keine Rede sein; ich habe zu Hause schon meine Ankunft angezeigt.“

Nach kurzem Aufenthalt bestieg er wieder seinen

Schlitten, und Fuchs setzte sich in Trab. Am Ausgang der Gebäulichkeiten stand ein Mann mit einer Ziehharmonika unter seinem schäbigen Radmantel. Es war ein Vagabund, der musizierend das Land durchstreifte, um bei müßigem Leben ein paar Rappen zu verdienen; vor den Häusern der Reichen sang er ein Lied von den Heldentaten der Italiener bei Tripolis, wo er angeblich selbst gewesen und verwundet worden war. Zur Bekräftigung letzterer Behauptung hinkte er ein wenig, wenn er gerade daran dachte.

Vor wenigen Tagen war er bei schönem Wetter da heraufgekommen, da er wußte, daß den Beamten in der Einsamkeit jegliche Abwechslung willkommen war und sie das Lied von Tripoli immer wieder gerne hörten. Sie hatten ihn gefüttert und in einem Schuppen schlafen lassen. Nun merkte er, daß seines Bleibens nicht länger war, und spekulierte darauf, unbemerkt auf einem Schlitten unterzukommen, und so auf eine billige Art ins Tal befördert zu werden. Bei der Post war es ihm mißlungen; denn der Postillon hatte ihn bemerkt und heruntergepeitscht. Nun kam der Doktor; Welch ein Glück! Doktor Berra, der immer zerstreut war und auf seine Umgebung nicht achtete. Und hinter dem Sitze ragte ein so schönes Plätzchen hervor, wo er und seine Ziehharmonika so bequem Platz hätten. Der Vagabund schlich nun dem Schlitten

nach, und da der Weg eben ging, gelang es ihm, hinter dem Pferd mit diesem Schritt zu halten. Bevor der Weg sich neigte und Fuchs in Trott geriet, wagte er es und setzte sich vorsichtig hinten auf. Der Doktor merkte nichts und wahrscheinlich auch nicht Fuchs. Nun ging es rasch vorwärts. Hei, wie war das schön, bald sanft gleitend, bald wie der Wirbelwind an Kantoniern und Weilern vorüber über gemauerte Dämme, lange und kurze Schutzgalerien hinwegzufliegen bis Pianazzo hinunter. Hier stieg der Doktor nicht aus; denn der Horizont hatte sich verdunkelt, und der Schneefall setzte wieder reichlicher ein; offenbar lag ihm daran, noch bei Tageszeit Campodolcino zu erreichen. Unter Pianazzo stürzte der Bach Scalcoggia über eine 260 Meter hohe Felswand; hier war der Platz, wo die Post immer ein paar Minuten anhielt, um die Reisenden aussteigen zu lassen, die das großartige Wasserspiel in der Nähe bewundern wollten. Hier hatte auch er, der Bagabund, letzten Sommer oft Posto gefaßt, um den Reisenden das Lied von den Heldentaten in Tripolis vorzusingen und dafür ein paar Centesimi einzuheimsen. Auch Doktor Berra hatte ihm da oft seinen Tribut bezahlen müssen. Der Bagabund horchte nach hinten und lächelte verschmizt; er erinnerte sich, daß der Doktor ihm einmal aus Versehen ein Frankenstück statt zwanzig Rappen in den Hut geworfen hatte; natürlich hatte er geschwiegen.

Nun kam die lustigste Partie der Fahrt. Nicht weit vom Wasserfall stürzte eine Felswand ab, grundtief ins Tal. Da hinunter ging die Straße in vielen Windungen, und wenn man zurückschaute, sah die Felswand wie eine ungeheure Treppe aus. Fuchs war unten, man wußte nicht wie; er verschmauste sich ein wenig, dann trabte er langsam weiter. Der Doktor war jetzt lebhaft geworden. Er warf sich auf seinem Sitz herum, rieb sich die Hände und trampelte mit den Füßen; dann entkorkte er eine Flasche und trank — dem Bagabunden trat das Wasser in den Mund — schließlich warf er ein paar angebrannte Zündhölzchen in den Schnee hinaus, und der Rauch einer feinen Zigarre drang dem Bagabunden verlockend in die Nase. Er hielt für gut, jetzt auf alles zu passen, was im Schlitten vorging, damit er im Notfall abspringen könnte, bevor die Peitsche ihn erreichte. Plötzlich fühlte er an der Hinterwand des Schlittens einen Stoß, als ob eine schwere Last dagegefallen wäre, und er glaubte ein leises Röcheln zu vernehmen. Zugleich blieb Fuchs still und ließ ein Wiehern hören, ein sonderbares, schauer- voll klagendes Wiehern, das in den Schneemassen dumpf verklang und kein Echo weckte. Der Bagabund wagte, auf die Seite hinauszuschauen. Die Zügel hingen schlaff herunter; auf dem Boden des Schlittens lag eine halb abgebrannte Zigarre. Der Doktor war ein-

geschlafen und schnarchte, das war es. Er rieb sich vor Vergnügen die Hände und setzte sich und seine Ziehharmonika in eine bequemere Lage. Die Harmonika gab zu seinem Schrecken einen quiekenden Ton von sich. Der Doktor blieb still; er schnarchte auch nicht mehr, der hatte einen gesunden Schlaf. Dreimal wiederholte Fuchs das Wiehern; dann setzte er sich wieder in Bewegung. Und endlich wurde Campodolcino erreicht. Unterdessen war es dunkel geworden. Vor dem Wirtshaus machte Fuchs halt; der Bagabund fand für geraten, geräuschlos abzustiegen und sich hinter einer Hausecke zu verstecken. Im Wirtshaus waren schon die Lichter angezündet, und er hörte eine Stimme rufen: „Macht das Tor auf, Doktor Berra ist da.“ Eine andere antwortete: „Nein, ein Fremder ist abgestiegen.“ Und die erste ließ sich wieder vernehmen: „Es ist nur der Bagabund, der Musikant.“ Der Fuchs war ungeduldig geworden und trabte weiter. Der Bagabund schlich dem Schlitten nach und nahm vorsichtig seinen vorigen Platz wieder ein. Nun ging es vorwärts, langsam vorwärts; denn Fuchs war müde, kein Wunder nach der langen Fahrt.

Auch der Bagabund war hungrig und müde; aber er durfte sich nicht regen; denn endlich würde der Doktor doch erwachen. In halbem Traum durchfuhr er eine öde Steinwüste, wo Felsblöcke wie schwarze Riesengestalten

aus dem Schnee hervorragten; dann umfingen ihn mildere Lüfte, und er erkannte Kastanienbäume, die ihre blätterlosen, knorrigen Äste zum Himmel emporstreckten. Sie mußten bald in der Tiefe des Tales sein. Dörfer, Kirchen und Kapellen zogen vorüber, und endlich schimmerte eine langgestreckte doppelte Lichterreihe matt durch den Schnee, die Fabrik von Chiavenna. Fuchs ging immer langsamer; der Vagabund schaute zur Seite hinaus und unterschied in der weißlichen Dämmerung seine Konturen; er schlich nur so hin und tat manchmal einen falschen Schritt; er war offenbar erschöpft. Und dieser Doktor, welch ein Verstand! Das arme Tier zu vergessen und so fest zu schlafen! Es überkam ihn etwas wie Mitleid mit der gequälten Kreatur. Er erinnerte sich, daß er ein Brot im Mantelsack hatte und hatte den Wunsch, es dem Pferd zu bringen. Aber dann würde der Doktor jedenfalls erwachen und ihn fragen, was er da tue. Und dann? Nun ja, dann würde er sagen, er sei eben des Weges gekommen; hatte er nicht das Recht des Weges zu kommen wie jeder Wanderer? Und er würde den Doktor darauf aufmerksam machen, daß der Fuchs hungrig sei und nicht weiter könne, und er möge ihm erlauben, ihm Brot zu geben. Der Doktor, der ein freundlicher Mann war, wäre ihm gewiß dankbar dafür und würde ihn wahrscheinlich einladen, bei ihm zu sitzen.

Die Vorstellungen des Bagabunden spannen sich weiter und weiter; fast fühlte er sich als Retter des Pferdes. Er stieg in Gedanken ein, führte eine schöne Wechselrede mit dem Doktor, trank aus seiner Kognakflasche, aber nur wenig; denn er wollte sich fein benehmen. Und endlich konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, die Phantasiebilder in Taten umzusetzen. Er schnitt die Hälfte des Brotes in Brocken, langte Streichhölzchen hervor, und ging damit nach vorn zum Pferd. Dieses blieb vor dem aufblitzenden Licht stehen, schnappte aber begierig nach dem Brot, welches rasch in seinem Maul verschwand; dann schaute der Bagabund nach dem Doktor zurück mit dem Wunsch, daß er erwache. Das Gesicht des Doktors erschien weiß im Hintergrund des Schlittens; die Zügel hingen schlaff über das herausgezogene Leder; er regte sich nicht. Was war das für ein Schlaf? Ein Frösteln lief dem Bagabunden über den Rücken. Du mein Gott, was war das für ein Schlaf? Er trat an den Schlittenschlag und zündete ein Streichholz an. Entsetzt prallte er zurück. Das Licht schien in das Gesicht eines Toten. Er mußte sich am Schlitten halten, um nicht umzusinken. War es möglich? War es nicht vielleicht eine Täuschung? Ein zweites Streichholz, das er anzündete, belehrte ihn, daß es die böse Wahrheit war. Sein erster Gedanke war zu entfliehen; aber warum und wohin? Sobald

er sich auf den Beinen fester fühlte, trat er zum Pferd zurück; es war ihm, als ob neben einem atmenden Wesen die Nähe des Toten und die ganze Situation weniger grauenhaft sei. Er versuchte seine Gedanken zu sammeln. Der Doktor war jedenfalls gestorben, als er das Röcheln gehört hatte, also bevor sie Campodolcino erreicht hatten. In Campodolcino war er erkannt worden; auf dem Berg beim Zoll hatten die Grenzwächter auch gesehen, daß er dem Schlitten nachgeschlichen war; also würde er durch die Flucht den Verdacht des Mordes, der auf ihn fallen mußte, nur verstärken. Nein, er durfte nicht fliehen.

Wenn je der Ernst des Lebens mit seinen Pflichten an ihn herangetreten war, so war es in dieser Stunde. Unbewußt fühlte er in sich einen Wiederhall der Lehren, die er vom Lehrer und Geistlichen empfangen und bisher in den Wind geschlagen hatte; unbewußt fühlte er die Nichtigkeit seines bisherigen Lebens und Treibens. Hier hatte er eine Aufgabe und eine Pflicht; er sah klar, er mußte den Toten heimbringen und das Pferd retten, das so getreulich den Schlitten mit seinem Herrn zog und das sicherlich zusammenbrach und über Nacht erstarrte, wenn er ihm nicht half. Er nahm vom Wagen eine Decke, legte sie über das Pferd und streichelte es. Das Pferd, das an Liebkosungen gewohnt war, neigte von Zeit zu Zeit wie hilfessuchend den Kopf zu

ihm hinüber, und so schritten sie langsam und müde, als treue Weggefährten nebeneinander her. Nach Mitternacht langten sie in Chiavenna an. Hier sollten sie ruhen und sich für den nächsten Tag stärken, der voraussichtlich ein schwerer und banger wurde. Das Städtchen lag in tiefem Schlaf; kein Mensch zeigte sich auf der Straße. Das Wetter, das den ganzen Tag launenhaftes Spiel getrieben hatte, wurde schlimmer. Schneeflocken wirbelten durch die Straßen; hie und da zeichnete eine trübe Laterne eine matte Helligkeit wie eine Mondscheibe im Umkreis; hie und da fiel ein Lichtschimmer aus einem Zimmer, wo man vielleicht bei einem Kranken wachte.

Vor einer Schenke, wo er einzukehren pflegte, machte der Bagabund halt und rief zum Fenster hinauf. Das Fenster wurde geöffnet, und eine schläfrige, weibliche Stimme fragte: „Wer da?“

„Ich, Marco, der Musikant, bin es; öffnet schnell; ich bringe einen Toten.“

Ein Belächter war die Antwort. „Was, eine tote Maus? Beht mit Eueren Pössen und sucht Euch ein anderes Nachtquartier.“ Das Fenster wurde zugeschlagen und trotz seinem Rufen nicht mehr geöffnet. Der Bagabund erinnerte sich mit Ärger und Beschämung, daß er vor wenigen Tagen eine tote Maus in die Schenke gebracht hatte, um die Aufwärterin damit zu necken.

Er klopfte noch hie und da an; aber sobald man ihn erkannte, hielt man es nicht der Mühe wert, eine Türe zu öffnen; der Musikant mochte in einen Schuppen kriechen; daß er einen Toten bei sich führe, glaubte ihm niemand. Seine letzte Hoffnung war eine Wirtschaft am Ausgang des Städtchens, wo er vor wenigen Tagen den Gästen zum Tanz aufgespielt und fröhlich gezecht hatte. Er klopfte und rief wieder, und wieder antwortete man von oben herunter: „Wer da?“

„Ich bin es, Marco, der Musikant; öffnet schnell, ich bringe einen — — —“

„Heute wird hier nicht getanzt“, unterbrach ihn ärgerlich die Stimme, und das Fenster flog zu.

Fuchs war ungeduldig geworden und setzte sich in Bewegung; ja, er versuchte einen kleinen Trott. Er hatte den Weg von Chiavenna nach Castasegna hin und her wohl schon hundertmal mit seinem Herrn gemacht und strebte der Heimat zu. Auf der Mairabrücke, die ins Bergell führte, strömte ihnen eine eisige Luft entgegen. Fuchs blieb plötzlich still, zitterte am ganzen Leib und wankte. Der Bagabund sah, daß seine Kräfte zu Ende waren, faßte ihn um den Hals und weinte vor Schmerz, Zorn und Jammer. Jedem Hund hätte man im Städtchen bei diesem Wetter Einlaß gewährt; ihn hatte man von der Türe gewiesen. Freilich war er der nichtsnutzige Musikant, der nichts anderes tat

als spielen, singen, zechen und Poffen treiben; vielleicht hatte er es nicht besser verdient. Aber dieses arme, treue Tier, das mit Aufbietung seiner letzten Kräfte seinen toten Herrn heimführen wollte, sollte hier so nahe am Ziel umkommen? Nein, und abermals nein. Mußte es zusammenbrechen, so wollte er es mit seinem Leib decken und bei ihm ausharren, bis die Frühpost vorbeikam und sie zusammen tot oder lebendig hier fand. Oder sollte es noch möglich sein, Castasegna und das Haus des Doktors zu erreichen? Es fiel ihm ein, daß er in seinem Mantelsack noch ein halbes Brot hatte und der Doktor eine Kognakflasche bei sich trug. Die Hoffnung erwachte wieder. Er überwand das Brauen, das ihm die Berührung mit dem Toten verursachte, löste die Flasche vom Riemen, goß den Inhalt auf das Brot und gab es dem Fuchs ein; er selbst nahm ein paar Bissen davon. Fuchs machte sofort den Versuch zu ziehen; aber es wollte ihm nicht gelingen. Da gab die Verzweiflung dem Vagabunden einen letzten Entschluß ein; er begab sich hinter den Schlitten und begann zu stoßen. Fuchs fühlte die Hilfe, zog kräftiger an, und der Schlitten kam wieder in Bewegung.

An den folgenden Teil der Fahrt konnte sich der Vagabund am nächsten Morgen nicht mehr erinnern; in halber Betäubung schob er den Schlitten; das Pferd half zitternd und wankend. Sie fuhren an Häusern

und Dörfern vorüber; in der Tiefe murmelte die Maira gedämpft ihr Winterlied; hie und da unterbrach der Schlag einer Turmuhr die Stille der Nacht. Endlich wurde von einem schläfrigen Grenzwächter ein Schlagbaum geöffnet, und wenige Minuten darauf standen sie vor dem Haus des Doktors. Es war gelungen; der Tote war heimgebracht, das Pferd gerettet. Ein Fenster wurde geöffnet, und eine Stimme sprach ins Zimmer hinein: „Wahrhaftig, unser Doktor ist schon da.“ Dann erschien die Hausmagd mit einer Laterne an der Haustüre und kam auf die Straße heraus. „Wie, Musikant“, fragte sie verwundert, „seid Ihr mit dem Herrn Doktor gekommen? Warum steigt er nicht aus?“

Der Bagabund war vor Müdigkeit, Hunger und Kälte, Angst und Schrecken fast ohnmächtig und erwiderte stoßweise: „Er kann nicht — er ist krank — ruft Leute — er ist tot.“

Die Magd schrie laut auf und lief ins Haus zurück. Wie im Nebel sah er Leute aus dem Hause stürzen, den Schlitten umgeben, die Hände ringen; wie im Traum hörte er weinen, jammern und wehklagen. Um ihn und Fuchs bekümmerte sich niemand. Es war ihm gleich; in völliger Apathie spannte er das Pferd aus und führte es in den Stall, den er wohl kannte; denn oft hatte er sich abends heimlich hineingeschlichen,

um in der Wärme zu schlafen. In der Krippe befand sich etwas Hafer. Fuchs nahm das Maul voll und kaute langsam; dann glitt er zu Boden; der Bagabund legte sich zu ihm hin, und in tödlicher Ermattung lagen sie still nebeneinander; wie lange wußte er nicht. Die Magd kam ab und zu und brachte ihnen Nahrung, die sie mechanisch zu sich nahmen; sie bestürmte ihn mit Fragen und erfuhr so viel, daß der Doktor ob Campodolcino im Schlitten gestorben war. Dann hörte er Kirchenglocken läuten und auf der Straße ein Kommen und Gehen von vielen Menschen, und die Magd erzählte, daß der Doktor begraben werde.

Da erwachten seine Lebensgeister, und er dachte mit Schrecken, daß er nun zur Verantwortung gezogen werde. Am nächsten Morgen wurde er zur Frau Doktor beschieden. Sie sah bleich und verweint aus, war aber resigniert und wollte die näheren Umstände beim Tode ihres Mannes wissen. Der Bagabund merkte, daß diesen traurigen Augen gegenüber nichts zu fürchten war, und gab einen umständlichen und wahrheitsgetreuen Bericht über die stille Fahrt über den Splügen.

Am Schluß dankte sie ihm, daß er ihren toten Mann heimgebracht hatte, und fragte ihn, ob er einen Wunsch habe.

„Ja“, erwiderte der Bagabund, „ich habe den

Wunsch, bei Fuchs zu bleiben und ihn zu pflegen, bis er sich erholt."

So geschah es. Fuchs erholte sich bald und lebte noch manches Jahr, in der Familie geliebt und geehrt, und ob seiner Heldentat im ganzen Lande berühmt.

Und der Bagabund? In unserem Dorf lebt ein braver Mann, Marco, der ehemalige Musikant und Bagabund. Nach dem Tode des Doktors hat er sich hier niedergelassen und verdient sich als fleißiger Tagelöhner sein redliches Brot. Die stille Fahrt über den Splügen hat ihn zu einem anderen Menschen gemacht. Wenn man ihn fragt, wie sich der Umschwung vollzogen habe, so antwortet er, er habe von einem Pferd gelernt, seine Pflicht zu erfüllen.



Im Verlage von Huber & Co., Frauenfeld erschien:

# Dieteisen

Ein Märchen von Hans Witzig

10 Vollbilder, 20 Textbildnisse

kart. Fr. 2.—, M 1.60

Der Zürcher Witzig ist kein Unbekannter mehr! Sein köstlicher Humor und seine reiche Phantasie, die mit ungewöhnlicher Kraft aus der sonnigen Märchenwelt seiner „Musikanten“ hervorsprudeln und auch deren Schwarz-Weiß-Bildern Relief geben, haben in ihm nach dem Urteile der Presse einen neuen „Grimm“ erstehen lassen, dessen Produktion unstreitig zum Besten gehört, was die neue Märchenliteratur hervorgebracht hat. Das neue Büchlein wird diesen Eindruck noch verstärken. Auch bei ihm weht uns aus jeder Zeile und Zeichnung der sympathische Zauber Witzig'scher Eigenart entgegen, der einen starken poetischen Niederschlag erzeugt und seine Wirkung auf die Gemüter der jugendlichen Leser nicht verfehlen kann. Dazu sind die Schicksale des durch Wunderkräfte behüteten Helden, der sich nach vielen Fährnissen ein Königstöchlein erstreitet, gar zu unterhaltsam, die künstlerische Verdichtung zu stark und der Bilderschmuck zu reich und mannigfaltig. Das Büchlein wird Freude in die Welt tragen!

---

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen







Papier 2016 mit dem „Paper-Save-Swiss-Verfahren“  
durch die Firma Nitrochemie, Wimmis  
massenentsäuert

